

Zeitschrift: Berner Taschenbuch
Herausgeber: Freunde vaterländischer Geschichte
Band: 15 (1866)

Artikel: Vier Tage in Athen : einige Blätter aus den Notizen einer Reise in den Orient. Erste Abtheilung
Autor: Ludwig, Gottfried
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-121802>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Pier Tage in Athen*).

Einige Blätter aus den Notizen einer Reise in den Orient,

von

Gottfried Ludwig,

Pfarrer in Diesbach bei Bären.

Erster Tag.

Von Syra nach dem Piräus. Nach Athen. Rückblick auf Athens Vergangenheit. General Hahn. Ein Gang durch die Stadt. Der Thurm der Winde. Ehrenpforte der Minerva. Die Stoa des Hadrian. Die Giganten. Bouleuterion. Theseustempel. Residenz. Das Stadium. Tempel des Zeus. Hadrians-Bogen. Erster Besuch auf der Akropolis. Rund-
sicht. Im Kaffeehaus.

Ein stiller, friedlicher Sonntag Abend in der lieben Heimath zugebracht, o das ist gewiß schön, wunderschön, und erquickt und ermuntert für die sechs sorgenvolleren Arbeitstage, die nun folgen werden. Aber ein Sonn-

*) Im dießjährigen Taschenbuche werden bloß die zwei ersten Tage mitgetheilt. Die beiden übrigen sind für den nächsten Jahrgang bestimmt. Anm. d. Herausgebers.

tag Abend auf den hellen Fluthen des griechischen Meeres, umgeben von kleinern und größern Inseln, deren jede eine ganze, reiche, unvergleichliche Geschichte in die Erinnerung ruft, unter jenem reinen, dunkelblauen Himmel, nach dem der Dichter und der Maler sich sehnen, und im Abschiedsglanze jener Sonne, die einst dem Homeros geschienen: welche Feder will sich erdreisten, auch nur annähernd die Empfindungen wiederzugeben, die hiebei eine, wie für die Großthaten der Vergangenheit, so für das großartige Naturschauspiel des Augenblicks empfängliche Seele durchzucken? — Solch' ein Sonntag Abend war es, als wir am 26. Juni 1864 um 7 Uhr auf dem kleinen „Oriente“ aus der mastenseen Rhede von Syra dampften, um am folgenden Morgen Attika's geweihte Erde zu betreten.

Apollo's leuchtendes Biergespann hatte sich eben in die kühlen Meeresfluthen getaucht. Das Wasser selbst schien sich entzünden zu wollen, und Syra, das „Steingestell ohn' alles Gras und Moos“, erhielt von der scheidenden Sonne ein eigenthümlich warmes, feuriges Kolorit. Kurz war die Dämmerung, wie immer im Morgenlande. Die Arme der sechs bekannten Windmühlen schlugen gespensterhaft genug von jener Landzunge herab, und bald entzog die Nacht uns auch die gewaltigen Felschluchten, die uns an gewisse Ufer des Wallenstatter See's gemahnten. Wie Diamanten auf dem Sammetkleide einer Königin, so funkelten die zahllosen Sterne am schwarzen Firmament. Die See war ganz ruhig. Ein kräftiger, schöner und weit in die Nacht hinausschallender Matrosengesang lockte uns zum Mastbaum und hielt uns da fest, bis die Ermüdung des Tages uns nöthigte, von diesen köstlichen anakreontischen Schiffer-

liedern uns zu trennen. Bald lag ich in süßem Schläfe; allein freudig erregt über die Dinge alle, die da kommen, die ich nun sehen sollte, wachte ich früh auf. Als ich das Deck bestieg, verfolgte mich der Besen oder der nasse Lumpen der reinigenden Matrosen von einem Ort zum andern. Nicht lange, so erschien auch mein Freund, Hr. v. Haller, und Angesichts der ersehnten Küste schüttelten wir uns bedeutungsvoll die Hand. Das Vorgebirge Sunium, oder — wie sie jetzt sagen — das Cap Colonnaes, liegt schon hinter uns, zur Rechten dehnt sich der bewaldete, bienenreiche Hymettus, hinter ihm zeigen sich die Marmorbrüche des Pentelikon, etwas weiter die Pyramide des Lykabettus, und in der Ferne, nach Westen zu, der dunkle Barnes; links, aus dem Meere schroff aufsteigend, das berühmte Megina, von dem der verbannte Aristides zur rechten Stunde gekommen, und gerade vor uns, mit dem Festlande scheinbar verbunden, die Insel, in deren Nähe die stolze Perserflotte vernichtet wurde, das weltbekannte Salamis, das heutige Kuluri. Jetzt blicken wir hinüber nach der weiten Bucht des Phalerus, dann nach den Häfen Munychia und Zea. Ha, wie heißt jener steile Hügel dort, auf dessen Gipfel, von der Morgensonne bestrahlt, eine großartige Tempelruine sichtbar wird? Ist es wohl die Akropolis? Ist es der Parthenon?

Das Schiff lenkt plötzlich gegen Norden. Man macht uns aufmerksam auf eine zur Rechten liegende kleine Felsenhöhle, die von den Meereswellen bespült wird. Dort soll der Sage nach ein Mann ruhen, der aus Ehrsucht sowohl ein Retter als ein Verräther seines Vaterlandes war. Was einen Themistokles groß und verwerflich gemacht hat, findet sich auch im Griechen der

Gegenwart wieder. An der See, beim Piräus, gerade Salamis gegenüber, schläft der große Seeheld seinen langen Schlaf und die Wogen werden nicht müde, ihre melancholische Todtenklage anzustimmen.

Wir laufen ein in des Themistokles Lieblingschöpfung, in den Hafen des Piräus. Beim Eingang stehen zwei Säulen, auf die einst der Herzog Antaiuoli zwei antike bronzene Löwen von seltener Meisterschaft stellen ließ, die aber der Doge Morosini 1686 nach Venedig schleppte, vor dessen Arsenal sie noch jetzt Wache halten.

Einen bessern Hafen als den Piräus kann es nicht geben. Er ist ganz sicher, tief genug und hat dazu Raum, wenn auch nicht für eine große Flotte, so doch für eine bedeutende Anzahl von Schiffen. Daß Themistokles den Atheniensen rieth, ihre Hauptstärke im Piräus zu suchen, und daß er Alles aufbot, damit dieser Rath auch zur That werde, zeugt nicht am Mindesten von seiner staatsmännischen Tüchtigkeit. — Der profaische Mensch ist leicht geneigt zu fragen, weshalb das junge Griechenland nicht lieber hier seine Residenz aufgeschlagen, statt angelockt durch die Ueberreste einer gloriosen Vergangenheit, eine Lage aufzusuchen, die zu einer gedeihlichen Entwicklung in der Gegenwart weit weniger günstig ist.

Ein paar Dampfboote, zwei Fregatten und eine ansehnliche Flotille meist griechischer Segelschiffe beleben den Hafen. Die „libera pratica,“ die Erlaubniß zu landen, wird bald gewährt, und nun beginnt von Neuem die Schlacht zwischen den heißhungrigen, unabtreiblichen, unverschämten Bootführern, Gasthofagenten, Dolmetschern einerseits und den häufig bis zur Verzweiflung gebrachten Touristen andererseits. Doch kein Vergleich mit Smyrna, Alexandrien, oder gar Jafa. Man fühlte sich

wirklich der Civilisation um ein Bedeutendes näher gerückt. Die Douane säumte uns, die wir in der wunderwirkenden Basschisch-Praxis keine Neulinge mehr waren, nicht lange. Auch ein Wagen ward leicht gefunden; aber natürlich hatte der verschmitzte Grieche, nachdem wir bereits fertig akkordirt, schnell noch einen Dritten aufgeladen. Wir thaten, als merkten wir nichts, denn *faire bonne mine à mauvais jeu* ist jederzeit klug, zur Bewahrung des guten Humors auf der Reise aber ein unerläßliches Pflichtgebot. Die Hafenstadt, die jetzt nur den innersten Theil des Bassins umzieht, während sie früher besonders auf der Ostseite bis an's offene Meer sich erstreckte, ist unansehnlich und verdankt die wenigen stattlicheren Häuser, Straßen und Promenaden dem Krimmkriege. Das bronzene Brustbild auf marmorner Säule, das den Hauptplatz ziert, und das die dankbaren Athener dem Themistokles, dem Gründer des Piräus, errichtet haben, mag Viele erfreuen. Mir schien es eines Themistokles unwürdig; da ist für mich jene einfache Gedenktafel auf Christoph Wren in St. Paul zu London, die den Fremdling bittet, um sich zu schauen, um zu erfahren, wer hier begraben sei, doch ungleich großartiger.

Die Einwohnerzahl des Piräus soll sich auf 5—6000 Seelen belaufen. Von den alten Befestigungsmauern, die Themistokles aufführte, Lysander unter Flötenschall niederriß, Konon wiederherstellte, Sulla zerstörte, das Mittelalter so weit in Stand setzte, daß Muhamed II. über die Festigkeit des Hafens sich freute — von diesen alten Werken finden sich nur noch zerstreut liegende Trümmer. Dagegen gewahrten wir etwas vor der Stadt zu unserer Rechten noch deutlich und in ziemlicher Ausdeh-

nung Ueberreste von der langen Doppelmauer, welche Simon und Perikles zur gesicherten Verbindung Athens mit seinem Seehafen erbauen ließen.

Unser Kutscher, aus dem Geschlecht der homerischen Rossbändiger und Wagenlenker, rast wie ein Toller über die kahle Ebene dahin. Der Himmel überwölkt sich. Ein garstiger Sohn des Aeolus jagt uns mächtige Staubwolken in's Gesicht. Nur dann und wann zeigt sich schnell die Akropolis, um ebenso schnell wieder zu verschwinden.

Jetzt geht's über die Brücke des Kephissus. Die Gegend wird immer anmuthiger. Zu beiden Seiten der Straße Weinberge, Olivenhaine, Mandelbäume, Tabak- und Baumwollensplanzen, Alles gut besorgt, Alles im üppigsten Wuchs. Unter einer Allee prächtiger Platanen wird plötzlich angehalten. Die Pferde sollen ein wenig ausschmaufen, und — was jedenfalls viel wichtiger ist — die Herren Reisenden sollen aus der Schenke dort dem Kutscher ein Gläschen Raki reichen lassen. Der Ort hier ist idyllisch schön. Ist das das ausgesaugte Griechenland? Könnte man nicht eher wähnen, auf dem Höhenweg bei Interlaken unter einem der alten Bäume auszuruhen? Die Aussicht wird frei. Wie hebt das Herz! Da der Theseustempel, dort die Akropolis mit ihrem Parthenon!

Nach einer Fahrt von einer schwachen Stunde hält unser Wagen vor dem Hotel d'Angleterre. Der Gasthof liegt an der Aeolus-Straße, ist schön gebaut und sehr komfortabel eingerichtet. Wir zahlen zusammen 20 Fr. und haben dafür zwei allerliebste Zimmer, ein Gabelfrühstück und ein vortrefflich zubereitetes Mittagessen, jedoch ohne Wein. — Hr. v. S., um in möglichst

kurzer Zeit möglichst viel und je das Interessanteste zu besichtigen, läßt sich einen kundigen Cicerone holen und miethet, um nicht zu sehr von der Hitze leiden zu müssen, einen Wagen, der für die Dauer unseres Aufenthaltes so ziemlich zu unserer ausschließlichen Verfügung steht. Aus meinem Zimmer führt eine Thüre zu einem hübschen Balkon. Kaum angelangt, trete ich hinaus. Vor mir liegt ein großer Platz, unter mir zieht sich die belebte Aeolus-Straße. Vor dem Nebenhaus rechts steht eine Schildwache. Die Bank ist hier mit ihren vollen oder leeren Kassen. Nach links erblicke ich die schwarzen jähren Felsen der Akropolis und etwas Weniges von dem zierlichen Erechtheion.

Ja, ja, es ist kein Traum. Wir sind in Athen; in Athen, das schon zu Zeiten des Moses unter Kekrops, dem Anführer einer ägyptischen Kolonie, gegründet worden sein soll. Die Ansiedlung blieb zuerst ganz auf die Burg beschränkt. Erst unter dem sagenreichen Theseus dehnte sie sich auch in der Ebene weiter aus. Was die unerbittliche Strenge eines Drafo nicht erreichte, das gelang Solons Weisheit: ein festes, lebensfähiges Gemeindewesen wurde geschaffen, stark genug, die bald sich einstellenden, inneren Zwistigkeiten beizulegen, mächtig und weise, um die Fluthen barbarischer Eindringlinge siegreich zurückzuwerfen, und strebsam und kunstsinzig, daß es unter Perikles und unter seinen Dichtern, Rednern und Philosophen die höchste Stufe rein menschlicher Bildung erklimmte, und noch jetzt, nachdem seine Herrlichkeit längst dahin ist, wohl auf alle Zeiten hinaus durch die Thaten und Schriften seiner großen Männer, wie durch die Ueberreste seiner Kunstwerke auf die geistige Entwicklung der Völker und der Individuen im

höchsten Grade hebend, veredelnd und vervollkommnend einwirkt.

Ich will keine Geschichte Athens schreiben, die ja unwillkürlich zur Geschichte Griechenlands werden müßte. Es ist bekannt, wie die zunehmende Sittenverderbniß, die Genußsucht und Selbstsucht auch hier, die herrlichsten und heiligsten Bande auflösend und zerstörend, Verderben und Untergang gebracht hat. Zuerst machte Philipp von Macedonien, trotz eines Demosthenes, seinen Einfluß geltend, dann wurde Athen von den Römern unterworfen (146), und als es zu Gunsten des Mithridates sich empörte, durch Sulla zerstört (87). Seiner politischen Bedeutsamkeit beraubt, blühte es zwar als Pflegerin der Künste und Wissenschaften schnell wieder auf. Nach Athen pilgerte zu seiner Ausbildung die Blüthe des römischen Adels, und die Mächtigen und Reichen Roms machten sich's zur Ehre, Athen durch Gunstbezeugungen auszuzeichnen. Als der Apostel Paulus nach Athen kam, war es daher immer noch eine volkreiche und gefeierte Stadt, in der ein Schimmer wenigstens von der Sonne, die in den Tagen des Perikles gestrahlt, fortleuchtete. Zur Zeit des Hadrian brach selbst noch ein neuer Glanz auf über Athen; doch war es nur ein Alpenglühen: an sich gar lieblich und schön, allein stets ein sicherer Vorbote der Nacht, die bald eintreten wird. Jetzt stürmen die Skythen, dann Alarich mit seinen Ostgothen heran. Verheerung folgt ihrem Fuße. Doch braust der wilde Sturm ziemlich schnell vorüber. Athen ist noch zu Anfang des 5. Jahrhunderts ein Heerd und Sammelplatz der Weisheit. Dort finden wir um die Mitte des 4. Jahrhunderts auch die beiden Busenfreunde Basilius und Gregor von Nazianz, nur ihren Studien

obliegend, die Zerstreungen und Lüfte der Welt mit Vorsicht meidend. „Zu Athen kannten wir,“ sagt Gregor, „nur zwei Straßen, die eine zur Kirche, die andere zur Schule. Die Straße nach dem Theater und den öffentlichen Vergnügungsorten ließen wir Andere ziehen.“ Aber nun kommt der Gräuel der Verwüstung. Die Lawinen der Völkerwanderung wälzen sich auch über Griechenland. Kein Landstrich, kein Berg, keine Felschlucht ist sicher. Die Athener, nur Einzelne auf der Akropolis zurücklassend, fliehen nach Salamis und siedeln sich dort an. Alles ist verödet. Die Ebene und der Ort, da Athen gestanden, wird zum Waldesdickicht. Räuber legen Feuer an. Ein Erdbrand gesellt sich dazu. Die ganze Gegend vom Piräus bis zum Hymettus ist ein ungeheures Flammenmeer. Erst im 10. Jahrhundert findet man wieder eine kleine Zahl von Kolonisten. Mit der Auflösung des byzantinischen Reiches (1204) gelangt Athen unter eigene Herzoge, die aus burgundischem, spanischem und zuletzt aus florentinischem Geschlechte stammten. Unter diesen Herzogen stieg Athen und die Umgegend wieder zu einem gewissen Wohlstand und Ansehen. Da nahte ein neuer Dränger. Die Türken unter Muhamed II. brachen ein (1456) und ließen von den alten Prachtbauten nur das stehen, was etwa in eine Moschee sich verwandeln ließ. 1464 und 1687 wurde Athen von den Venetianern belagert und namentlich durch die Bomben des Morosini furchtbarer als je hergenommen. Wer fliehen konnte, floh. Später ließen sich an die 60 griechische Haushaltungen nebst einigen Türken und Franken all da nieder. So sah es ungefähr während der Befreiungskriege, durch welche die Stadt wieder gräßlich litt, zu Athen aus, in dem einst an die 200,000 Menschen ein

heiteres, ideales Leben lebten. — Seit 1834 wurde Athen zur Residenz erhoben und hat es nun von den 60 Haushaltungen schon zu ungefähr 35,000 Seelen gebracht. Wird es sich wohl noch mehr vergrößern? Die neuesten Ereignisse scheinen nicht eben dazu angethan zu sein, und auch die projektirte Eisenbahn nach dem Piräus wird an der Sache nicht viel ändern. Die Landeshauptstadt und die Stadt der Zukunft gehört an den Piräus oder auf den Isthmus und nicht um die Akropolis der Alten.

Wir sind wirklich in Athen, und darum laßt uns nicht nur vom Balkon herab meditiren, was wir zu Hause am Schreibtisch ebensogut und noch besser thun könnten. Laßt uns einen ersten Gang thun. Wohin? Zur Akropolis? Nein, zur nahegelegenen Post, um längstersehnte und womöglich gute Nachrichten aus der lieben Heimath zu empfangen. Allein Residenz hin, Residenz her, die Briefe und selbst die „poste restante“ sind nur zu gewissen, sehr beschränkten Tagesstunden erhältlich. Unverrichteter Dinge müssen wir wieder abziehen. Das Heimweh war einmal erwacht und so meldeten wir uns bei einem Mann, der dem Schweizer-, dem Bernernamen viel Ehre eingelegt hat in Griechenland, bei General Hahn, dem Sieger von Nauplia. Ohne Kleid, eine lange Türkenpfeife rauchend, gelegentlich aus seiner Tasse Chocolate schlürfend und eifrig die „Allgemeine Augsburger Zeitung“ lesend, saß der General in seinem Arbeitszimmer. Die Vorstellungsceremonien waren natürlich schnell abgethan, und nach einigen Minuten waren wir schon in so traulichem Gespräche beisammen und dampften so mächtige Rauchwolken als Begrüßungssalven einander zu, daß man uns für langjährige Hausgenossen hätte halten können.

Generallieutenant Emanuel Hahn war als das älteste von sechs Geschwistern im Oktober 1800 zu Ostermündigen bei Bern geboren, woselbst sein Vater als wohlhabender Gutsbesitzer lebte. Der Vater starb jedoch frühe und hinterließ seiner Familie leider sein Vermögen in ziemlich zerrüttetem Zustande. Verwandte nahmen sich der Kinder an. Unser Emanuel wurde in's städtische Waisenhaus untergebracht und verrieth schon da, wie in dem höhern Gymnasium, in das er später übertrat, eine besondere Vorliebe zu den militärischen Uebungen, wie sie unter uns schon längsther zur körperlichen Kräftigung und zur Hebung der patriotischen Gesinnung bei unserer Jugend eingeführt sind. Die Lernbegierde, der Wissensdrang, der dem empfänglichen Knaben innewohnte, wurde unglücklicherweise bald gedämpft und verbittert durch die nachlässige und rohe Behandlung, die er von Seiten einiger Lehrer zu erdulden hatte. Jetzt sollte der Jüngling einen bestimmten Lebensberuf ergreifen; allein nach dem alten Regime erkundigte sich Niemand nach seiner Herzensneigung. Unbarmherzig wurde er zu einem Berufe genöthigt, der ihm von vornherein verhaßt war. Ende 1818 oder anfangs 1819 machte er seine erste Garnison bei den Scharfschützen und das Lager von Wohlten mit. Da brach der Soldatengeist so mächtig in ihm hervor, daß er sich seiner nicht mehr erwehren konnte. Doch erst 1821 wurde ihm gestattet, in preußische Dienste zu treten. Er wurde dem rheinischen Schützenbataillon in Wezlar zugetheilt und verlebte allda einige seiner glücklichsten Lebensjahre. Wohl wissend, daß unter den gegebenen Verhältnissen an ein baldiges Avancement nicht zu denken sei, kam ihm die Nachricht, daß Neapel mit Bern wegen einer Militär-Kapitulation in Unter-

handlung stehe, sehr erwünscht. Hahn reiste nach Bern, wurde dem neapolitanischen Bevollmächtigten vorgestellt und erhielt auch die Stelle eines Oberlieutenants mit Wort und Handschlag zugesichert. Als aber im März die Kapitulationsangelegenheit vor den Großen Rath kam, wurde sie abschlägig beschieden. Hahn's Hoffnungen waren zertrümmert. Da nahm er am 1. April 1825 unter heißen Thränen Abschied von seinen Verwandten und Bekannten, insonders von seiner treuen Mutter, an der er stets mit ganzer Seele gehangen, und deren reichen Segen er als sein kostbarstes Gut heilig bewahrt hat bis auf diesen Tag, — hing den Tornister um und zog über den großen St. Bernhard Livorno zu, um sich dort nach Griechenland, ob dessen Leiden sein Herz blutete, für dessen Befreiung er mit edler Begeisterung schwärmte, einschiffen zu lassen. Und 40 Jahre hat Hahn unter schweren Stürmen, unter fürchterlichen Gewittern der Sache Griechenlands treu gedient. Seine Verdienste um Griechenland sind nicht gering. Aber trotz allem Dem, das über ihn ergangen, ist der General noch jetzt eine schöne, kräftige Gestalt. Die stolze Haltung, das ungezwungene Wesen, der feurige Blick, der griechische Schnurrbart, kurz jeder Zoll an ihm läßt den Soldaten nicht verkennen, während die Stirne von Sorgen redet, die dem braven Manne auch nicht erspart blieben, und der häufige Husten an die vielen Strapazen des Kriegeslebens erinnert. Von sich selbst sprach der General nicht viel, und wenn man ihn dazu anhielt, mit einer Bescheidenheit, die rührend war. Mit welcher Bravour er sich auf die Akropolis durchgeschlagen, welche unsäglichen Leiden er unter den Propyläen ausgestanden, wie er auf Chios an einem sieben Monat alten Mädchen, das ein Feldweibel auf

der Straße gefunden, Mutterstelle vertreten, wie er auf Samos nolens volens bei Griechen als Taufzeuge funktioniren mußte, wie er unter Admiral Miaulis auch zur See sich auszeichnete, wie energisch er Nauplia angriff, und wie taktvoll und fest sein Benehmen in Bezug auf die zugebachten Ordensverleihungen nach dem Siege gewesen, sowie von so manch andern wunderbaren Lebensrettungen und von den Werken eines in der Stille sich beweisenden Edelmutheß — davon mag einst sein Biograph ausführlich erzählen. Ob der General selbst Memoiren abgefaßt hat und hinterlassen wird, ich weiß es nicht; fast möchte ich es bei seiner Abneigung, von sich selbst Aufhebens zu machen, bezweifeln. Um so wünschenswerther wäre es, wenn ein Mann, dem ein häufiger Umgang mit Hahn vergönnt ist, sich bei Zeiten daran machen würde, die gelegentlichen Erzählungen des Generals niederzuschreiben und zu ordnen. Wir würden dadurch einen höchst werthvollen und interessanten Beitrag zur Geschichte des Befreiungskrieges und der Regierung Otto's empfangen *). Dem tapfern Helden würde das verdiente Ehrendenkmal gestiftet, dem lebenden Geschlecht ein lockender Ehrenspiegel vorgehalten und in den Ehrenkranz unserer Vaterstadt ein frischer Lorbeerzweig eingebunden.

Ueber die Tagesneuigkeiten war der General nicht

*) Schon waren diese Zeilen geschrieben, als ich mich davon überzeugen konnte, daß General Hahn unter dem anspruchlosen Titel: „Briefe eines dahingeshiedenen Waffengefährten an seine Mutter“ sehr reichhaltige und anziehende Schilderungen über die sechs Jahre, die er im Befreiungskampf mitgekämpft, verfaßt hat. Wir möchten den General bitten, sein schätzbares Manuskript bald einem weiteren Publikum zugänglich zu machen.

gut zu sprechen. Kein Wunder. Hatte doch eben die Nationalversammlung einen Beschluß gefaßt, nach welchem die drei einzigen noch lebenden höhern Offiziere aus den Philhellenen mit Majorspension zu entlassen seien. Zur Ehre der Nation sei es aber gesagt, daß jene ausgezeichneten Patrioten, und unter ihnen General Hahn, seither die Anerkennung gefunden, die ihnen gebührte. Hahn wurde zuerst die Stelle eines Gouverneurs der jonischen Inseln angetragen, und da er nach der Heimath zurückzukehren vorzog, so wurde er in dem Rang eines Generallieutenants mit allen Ehren in Ruhestand versetzt.

Vom König Otto redete der General mit vieler Hochachtung, wiewohl er gegen gewisse Mängel seiner Regierung nicht blind war. Dem neuen König hätte er etwas mehr Erfahrung und Kraft gewünscht. Entscheidend und hoffentlich zum Segen werde die Haltung der Deputirten der jonischen Inseln wirken, die unter Englands Oberherrschaft eine tüchtige parlamentarische Schule hätten durchmachen können.

Es war Zeit, daß wir uns verabschiedeten. Dankbar nahmen wir das Anerbieten des Generals an, uns diesen Abend auf einer kleinen Spaziersfahrt begleiten zu wollen.

Bei der Post, zu der wir sofort unsere Schritte lenkten, klopfen wir jetzt nicht mehr vergeblich an. Es wurden uns Briefe gegeben, liebe, theure, mit Ungeduld erwartete; ja, weil wir unsere Reiseroute plötzlich verändert, die ersten, seitdem wir die Heimath verließen. Wir gingen in's Hotel zurück, um so ganz ungestört den Geistesverkehr mit den fernem Lieben pflegen zu können. Bitternd erbricht man das Siegel, das Auge, das Herz fliegt von Zeile zu Zeile. Alles wohl, Alles gesund, lauter gute Nachrichten. O das ist Labfal für die Seele!

Die beängstigenden Gedanken, denen man sich unwillkürlich hingeeben, verlieren sich in ihr Nichts. Man wähnt sich für den Augenblick wieder daheim bei Frau und Kind, und man dankt Gott, daß er über Allen so gnädiglich gewacht.

Wir setzen uns nieder, um frisch die ersten Eindrücke von Griechenland, von Athen den Unsrigen mitzutheilen. Da wird's immer finsterner und finsterner. Feurige Blitze zucken durch die schwere Luft; ein gewaltiger Donnerschlag folgt dem andern; Aeolus läßt seine Söhne wüthen, ein wahrer Orkan rast durch's ganze Land; gegen den Pentelikon zu fällt schwerer Hagel; der Regen peitscht zu unsern Fenstern hinein. Es war ein prächtiges, ergreifendes Schauspiel, um so ergreifender, da wir seit mehr denn einem Monat nichts Derartiges erlebt, ja kaum einen Regentropfen hatten fallen gesehen. Das wüthende Element legte sich allgemach, ein feiner, sanfter Regen erquickte das Erdreich. Der Himmel wurde reiner und blauer. Die Sonne warf ihre glühenden Strahlen in die Regenschauer hinein, und gegen die Akropolis zu wölbte sich ein majestätischer Regenbogen. Wir schlossen unsere Fenster zu, — eine Vorsicht, die man im Orient, wo nach Gewittern in der heißen Jahreszeit leicht schädliche Dünste aufsteigen, nie vernachlässigen sollte — und machten uns in's Freie, um die zwei Stunden, welche uns vor dem um 5 Uhr stattfindenden Mittagessen noch übrig blieben, recht weislich zu benutzen.

Die Aeolus-Straße nach der Burg zu verfolgend, bewegen wir uns zuerst in einer stattlichen Häuserreihe. Hübsche Modemagazine, ordentliche Buchhandlungen, saubere Werkstätten, reinliche Bäcker- und Fleischerbuden wechseln in buntem Gemisch miteinander ab. Die zur

Links stehende Kirche zur heiligen Treue ist ganz geschmack- und werthlos. Jetzt wird die Aeolus-Straße durch die zweite Hauptstraße Athens, durch die nach Hermes benannte, rechtwinklich durchschnitten. Das sehr interessante Duodezirklein Kapnikaria verbirgt hier das königliche Schloß, das sich gegen Osten zeigen müßte. Von hier an werden die Häuser kleiner und ärmlicher, die Straße schmutziger. Rechts zieht sich der Bazar. Man ist wieder im Orient. Handel und Wandel macht sich im Freien.

Aus den Barbierstuben, die den ärmern Griechen noch jetzt als Stellbühnen dienen, um zu vernehmen, was es Neues gebe, und um höhere Politik zu treiben, tönt's bald sanft, bald wild zu uns herüber. Hier, in dem ältesten Stadttheile, ist der Sitz des Volkslebens, der niedern Stände. Die Frankentracht ist hier glücklicherweise noch nicht heimisch geworden. Da sieht man noch homerische Frauen, den Gürtel um die Lenden tragend, der das herabwallende Kleid aufschürzt, und um den Kopf ein Tuch geschlungen, so grazios, so klassisch, daß unsere „Capotes“ und „Lektversuchs“ als eitel Misere daneben erscheinen.

Wir sind am Ende der Straße. Unter den Felsen der ernst und gewaltig thronenden Akropolis öffnet sich ein freier Platz. In der Mitte, in einer ziemlich weiten kreisförmigen Vertiefung von etlichen Fuß, steht ein achteckiger Thurm. Das ist der sogenannte Thurm der Winde, der Athen einst als Wetterzeiger und Stadtuhr gedient. Das Monument stammt zwar nicht aus der perikleischen Zeit; es wurde vielmehr erst um's Jahr 35 v. Chr. von Andronikus Kyrrhestes erbaut. Immerhin ist die in pentelischem Marmor ausgeführte Arbeit be-

wunderungswürdig genug und zeigt uns, wie die Griechen die Sache des Alltagslebens aufzufassen und plastisch darzustellen verstanden.

Oben auf dem bei 40' hohen, gleichsam in ein Säulenkapitäl auslaufenden Gebäude war ursprünglich ein beweglicher, eherner Triton angebracht gewesen, der die Richtung und Natur des Windes andeutete, indem er mit seinem Stab in der Rechten auf eine der acht charakteristischen kolossalen Relieffiguren hinwies, die den Fries des Thurmes schmücken. Diese Reliefs sind theilweise noch sehr gut erhalten und mit leserlichen Inschriften versehen. Gerade vor uns ist der langbärtige, mürrische, in seinen Mantel sich einhüllende, die Trompeten-Muschel mächtig blasende Boreas. Denn der Nordwind pfeift in Attika fürchterlich und bringt entsetzliche Kälte. Auch Kaikias, der Nordostwind, der nun folgt, sieht unzufrieden aus. Sein Barthaar scheint wie gefroren, aus seinem Schilde schüttelt er Hagelkörner und Regentropfen. Der Apelitos oder Ostwind ist ohne Bart; in seinem Mantel hat er Aehren und Obst, denn er bringt im Sommer feuchte Luft und sanften, fruchtbaren Regen. Euros, der Südost, ist schon wieder bärtig und mit fliegenden Haaren und flatterndem Mantel, denn er weht heftig und bringt viel Regen. In anmuthiger Jugendfrische sind Notos, Eibis und Zephyros, der Süd-, Südwest- und Westwind, dargestellt. Der Erste gießt etwas Wasser aus einem Gefäß. Der Zweite, den Schiffern besonders günstig, schwingt seine Schiffergabel, und der Dritte streut mildlächelnd Blumen aus. Skyrion aber, der Nordwest, trägt einen großen Mantel und dicke Stiefel und schaut verzweifelt böse drein.

Das Wasser wurde vom Dach durch 24 Löwenköpfe,

die zugleich das Gesims verzierten, abgeleitet. Noch bemerkt man auf der Ost- und Westseite die Vertiefungen, in welchen die metallenen Stäbe der Sonnenuhr eingesenkt waren. Zwei kleine Vorhallen mit je zwei korinthischen Säulen führen von Nordost und Nordwest in's Innere. Hier erkennt man auf dem Marmorboden noch die Spuren, allwo einst die künstliche Wasseruhr gestanden. Ein runder Anbau auf der Südseite und zwei je aus einem Stück gehauene Bogen sind noch Ueberreste von dem Aquädukt, - der abfließendes Wasser von der Klepsydra der Akropolis dem Uhrwerk zuführte. Jetzt liegen in dem Thurm und um denselben eine Menge von Marmorfiguren und Inschriftsteinen zerstreut umher.

Von diesem interessanten Bau, der, nebenbei gesagt, uns auf den Fortschritt unserer Zeit leicht so stolzen Kindern des 19. Jahrhunderts zu nicht geringer Demüthigung gereichte, wandten wir uns gegen Westen und standen gar bald unter einem stattlichen Portikus. Vier marmorne, durch das Alter schwarzgefärbte dorische Säulen von 35' Höhe und 4' Durchmesser bilden drei Durchgänge, von denen der mittlere bedeutend höher ist als die beiden andern. Weil man dicht dabei auf einem Pfeiler eine Verordnung des Kaisers Hadrian eingegraben fand, so wollte man in diesem Bau eine Eingangspforte zu einer spätern Agora erkennen. Allein jener Pfeiler kam wahrscheinlich ganz zufällig in diese Nähe, und die Annahme einer jüngern Agora entbehrt aller historischen Begründung. Andere hielten das Thor für einen Theil eines Minerven-Tempels. Allein die Statue des L. Cäsar, des Adoptivsohnes des Augustus, die einst auf dem Portikus gestanden, hätte zu einem Tempelbau sich nicht wohl geeignet. Zudem geht aus der Inschrift des Architraven

deutlich hervor, daß wir hier eine einfache Ehrenpforte vor uns haben, die von J. Cäsar und Augustus der Minerva Archegetis geweiht wurde.

Rechts abbiegend gelangen wir bald zu einem neuen Römerbaue edlen Styles. Vor einer prachtvoll aufgeführten Mauer stehen sieben korinthische Säulen, je aus einem einzigen Marmorstück zierlich gehauen. Etwas vorstehend erhebt sich vor der Ecke noch eine Säule, deren Canneluren im unteren Drittel merkwürdigerweise wieder ausgefüllt sind. Das ist die Stoa oder das Gymnasium des Hadrian. Das Gebäude war seiner Zeit sehr großartig, umfaßte ein Pantheon, eine Bibliothek nebst noch andern Räumen und war mit einem herrlichen Säulengang versehen. Jetzt existirt davon nur noch die Südseite und auch diese lange nicht mehr in ihrer alten Pracht. In dem eingefriedeten Vorraum kann, wer Muße oder Beruf dazu fühlt, sich wieder allerlei Skulpturen und Inschriften weisen lassen.

Wir ziehen uns wieder gegen Westen. Beinahe mit jedem Schritt stoßen wir auf neue Spuren der entschwundenen Größe. Da liegen in einem Hofraum drei gewaltige Marmortorsen, die Giganten. Die kolossalen Körper endigen in Fisch- oder Schlangenschwänze. Einer ist auf einem viereckigen Pfeiler, an dem der Delbaum und die Burgschlange (d. h. die auf der Burg verehrte Schlange) in Relief gemeißelt sind. Die wunderbaren Gestalten erinnern an Prometheus, Erechtheus und Aegeus. Es sind die Sponymen-Statuen, freilich nicht die alten, längst vernichteten, sondern in der Römerzeit neu hergestellte. An ihnen waren alle öffentlichen Bekanntmachungen aufzuhängen.

Nicht ferne davon nehmen bedeutende Mauerüberreste

unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Es ist ein wunderliches Gewirr von Steinmassen, Geröll, zerschlagenen Säulen und Skulpturfragmenten. Am allerwenigsten fehlt es an Steinplatten, die mit schwer zu entziffernden Inschriften über und über bedeckt sind. Alles dieß wurde erst durch neuere Ausgrabungen zu Tage gefördert. Die Einen denken hiebei an das Gymnasium des Ptolemäus, Andere wohl mit mehr Recht an das Bouleuterion, an das Rathhaus Athens.

Der Blick wird freier. Die engen Gäßchen sind hinter uns. Wir treten aus der Stadt heraus. Vor uns liegt schweigsam und doch viel redend das alte Heiligthum des Theseus. Der Platz, auf dem der Tempel sich erhebt, ist weit und frei und von der kunstliebenden Königin mit passenden Anlagen umgeben worden. Gegen Süden konnte man von hier einst in das fröhliche Leben der Agora, des alten Marktes, hineinschauen, oder zum Nymphenhügel, oder zur Pnyx, oder zum Areopag, oder zur Akropolis aufblickend in die ernstesten und heiligsten Stimmungen sich versetzen lassen. Gegen West und Nord verfolgt das Auge die Straße, die nach dem Piräus führt. Im Osten liegt die Stadt.

Der Bau zieht sich von Ost nach West und scheint, von der Ferne aus betrachtet, von beträchtlicher Größe. Je näher man aber hinzutritt, desto mehr reduzieren sich die Dimensionen und man ist schließlich ganz erstaunt und fast verstimmt über der nicht geahnten Kleinheit des Ganzen. Sollte man aber nicht eher den Künstler bewundern, der es verstanden hat, mit verhältnißmäßig so geringen Mitteln eine so großartige Wirkung hervorzubringen?

Wir steigen einige Stufen von mächtigen Kalkstein-

Quadern hinan, die dem Tempel als Unterbau dienten. Ein Peristyl von 6 zu 13 Säulen dorischer Ordnung umzieht das Heiligthum, welches sich in die üblichen drei Räume von Pronaos, Naos und Posticum (größere Vorhalle, eigentlicher Tempel und kleinere Halle an der Rückseite) abtheilt. Die Säulen sind bei einem Durchmesser von 3' nur 19' hoch, und der Tempel, 45' breit bei 104' Länge, erreicht kaum eine Höhe von 34'. Aber trotz dieser Gedrängtheit des Baues, trotz des hohen Ernstes, welcher dem dorischen Styl eigen ist, herrscht eine Harmonie der Durchführung, eine Anmuth bis in die feinsten Einzelheiten, die den Kenner zur höchsten Bewunderung hinreißt und selbst in jedem Laien das freudige Gefühl erweckt, daß er hier vor einem der edelsten Werke der Baukunst stehe. Es hat zwar auch am Theseus-Tempel die Zeit ihren gefräßigen Zahn angelegt, aber doch nur angelegt; unbestreitbar ist er von allen griechischen und römischen Tempeln am unversehrtesten auf uns gekommen. Der pentelische Marmor hat allerdings seine blendende Weiße verloren. Von den Reliefs, die einst die beiden Giebelfelder zierten, zeugen nur noch einige Eisenstäbe, und nur mit Mühe lassen sich aus den herrlich komponirten und kräftig stylisirten Skulpturen einiger Metopen Darstellungen von den Heldenthaten des Theseus und des Herkules, und aus dem Fries über dem Pronaos und Posticum ein Kampf der Giganten mit den Göttern und des Theseus mit seinen Athenern und den Lapithen gegen die Centauren, welche die Hochzeitsfeier des Peirithoos zu unterbrechen sich erkühnten, wiedererkennen. Die Sterne in den Kassetten der Decke, die Verzierungen am Gebälk, die Farben an den Figuren sind längst verschwunden. Nur eine kleine Stelle beweist noch, daß

die inneren Wände des Tempels einst mit Stuk überkleidet und mit Gemälden geschmückt waren. Allein wenn man bedenkt, daß dieser Bau durch Mikon um 469—465 v. Chr. errichtet, daß er im 6. Jahrhundert n. Chr. dem hl. Georg, dem christlichen Theseus, geweiht wurde, daß dann 1660 die Türken die nunmehrige Kirche in eine Moschee umwandelten, daß 1807 ein Erdbeben seine Fundamente durchrüttelte, so muß man billig erstaunen, wenn man trotz der 2330 Jahre seines Bestehens auf den ersten Blick nur — in Folge christlicher und türkischer Religionsanschauung — den Haupteingang gegen Osten vermauert und eine Säule gespalten sieht.

Ein Invalide kommt und bedeutet, die kleine Thüre an der Südseite nicht zu vergessen. Wir geben ihm einige Lepta's (100 Lepta = 1 Drachme = 90 Sts.) und treten ein. Sonderbarer Wechsel des Geschickes! Der Tempel ward zur Kirche, die Kirche zur Moschee, die Moschee zum Museum. Statuen, Reliefs von Tempeln oder Grabdenkmälern, Inschriften aus allen Zeiten des alten Griechenthums, von den ersten unbeholfenen Anfängen der Kunst fortschreitend bis zu einer später nicht wieder erreichten Vollendung finden sich hier gedrängt und ordnungslos aufgestellt. Ich will sie nicht beschreiben die Apollo's, die Hermes', die Pan's, die Neptun's, die Bacchus', die Aeskulap's, die Satyr's, den sogenannten marathonischen Kämpfer, an dem man noch Spuren einer theilweisen Bemalung entdeckt u. s. w. Ein eigenthümliches Interesse bot mir ein Stein mit der ältesten Buchstabenschrift Griechenlands und die vielen, mit unzähligen, dicht aneinander gereihten Lettern besetzten Steinplatten, die man im Piräus aufgefunden, und aus denen Böckh mit deutschem Gelehrtenfleiß sich

das Material zu seiner Schrift: „Ueber das Seewesen der alten Athener“ gesammelt hat. Tief unten aber in den Fundamenten da soll, ungestört durch die Veränderungen des Schicksals, der alte Held seinen langen Schlaf schlafen. Denn, als kurz nach den Perserkriegen Simon, des Miltiades Sohn, auf ein delphisches Orakel hin nach der Insel Skyros fuhr, woselbst Theseus als Verbannter gestorben war, da zeigte ihm ein Adler den Ort, an dem die Gebeine des atheniensischen Königs lagen. In feierlichem Aufzuge wurden des Helden riesige Knochen, sein Schwert und seine Lanze nach Athen gebracht und da beigesetzt, allwo noch jetzt das Theseus-Heiligthum stolz genug auf das Pygmäen-Geschlecht der Gegenwart herabschaut.

Wir treten wieder in's Freie, überblicken noch einmal das Ganze und sind überrascht von dem Einklang, in welchen der Grieche seine Tempelbauten mit der umgebenden Natur, mit den klimatischen Verhältnissen des Landes und mit seinen Religionsbegriffen zu setzen gewußt. Da sind keine hohen und spitzen Thürme, wie in unsern an zackigen Felswänden und scharfkantigen Hügeln reichen Hochländern; sondern entsprechend dem flacheren Boden und den weichen Linien der dortigen Höhenzüge, bewegt sich Alles mehr in einer sanften horizontalen Richtung. Das Dach braucht nicht steil abzufallen, sondern senkt sich nur ein wenig, denn es ist keine Gefahr, daß es je von Schneemassen erdrückt werde. Ein offener Säulengang geht um den Tempel herum, kein Luxus, wie er's etwa bei unsern Prachtbauten ist! Der Grieche hat keine Vorstellung von einem sechs Monate andauernden Winter und von Regengüssen, die alle Augenblicke sich einstellen. Er hat zwar auch seine Regenzeit und seine kälteren

Tage, aber weitaus den größten Theil des Jahres über wölbt sich über ihm ein wolkenloser, tiefblauer Himmel, und eher hat er sich vor zu großer Hitze als vor empfindlicher Kälte zu schützen. Da genießt er dann unter dem luftigen Schatten der Säulenhalle in doppeltem Maße die Wunder der Schöpfung, die vor ihm sich ausbreiten. Der eigentliche Tempel ist nicht hoch und weit, nicht dem Unendlichen und Ewigen geweiht, nicht dazu bestimmt, eine große Gemeinde zur Andacht und Erbauung zu sammeln, sondern gleichsam nur ein irdisches Wohnhaus für einen Menschen, den die Sage vergöttlicht hat, oder für eine Gottheit, die mit allen möglichen menschlichen Schwachheiten behaftet ist. Die Wände sind ohne Fenster, nur zur Eingangspforte dringt das spärliche Licht hinein. Ganz begreiflich; denn hier wird keine Religionsurkunde ausgelegt, hier singt man nicht heilige Lieder, hier feiert keine Gemeinde das Mysterium ihres Glaubens; hier ist vielmehr der Ruheort eines mysteriösen Wesens, eines göttlichen Phantasiegebildes, welches es gerade liebt, in dieses mysteriöse Halbdunkel sich einzuhüllen. — So bauten die Griechen ihre Tempel. Es war kein willkürliches, launenhaftes Schaffen, kein Sichüberlassen an den blinden Zufall, auch kein unfreies Nachahmen fremder Vorbilder, sondern es war ein wohlbewußtes, ein rührend liebevolles, ein mit wahrer Meisterschaft durchgeführtes Eingehen auf die Verhältnisse, die hierbei irgendwie in Betracht gezogen werden konnten. Der Bau erschien als eine lebende, als eine einheimische Pflanze, von der man fühlte, daß sie gerade hier ihren Standort habe. Und unsere christlichen Kathedralen und Kirchen, werden sie auch stets mit diesem richtigen Verständniß, mit diesem feinen Tact, mit dieser hingebenden

Treue aufgeführt? Man sollte erwarten, daß der höhere, der gereinigte religiöse Standpunkt auch zu um so herrlicheren Leistungen ansporne. Und allerdings ist in dieser Beziehung schon Vieles und Staunenswerthes geschehen. Aber wie viel, wie unendlich viel bleibt noch zu lernen? Das wäre ein ergiebiges Kapitel.

Doch wir müssen abbrechen. Die Zeit treibt uns in unsern Gasthof zurück. Bald sitzen wir in dem unterirdischen kühlen Gipsaal und lassen es uns an den attischen Gerichten und an dem feurigen „Santorin“ recht wohl sein. Eben wollten wir unsere Tasse trinken, als General „Chan“ angemeldet wurde. Wir ließen unsern verehrten Landsmann natürlich nicht warten und bestiegen mit ihm sofort den Wagen, der auf uns harpte. Zuerst ging es durch einige hübsche Straßen mit wohnlichen Häusern und zierlichen kleinen Gärtchen der Residenz zu. Aber das königliche Schloß, an dem von 1836 bis 1843 gearbeitet wurde, sieht von der Straße aus betrachtet mehr einer Kaserne als einem Herrscheritz ähnlich, und man findet es fast schade, daß der pentelische Marmor zu diesem plumphen Gebäude entwürdigt wurde. Der Wagen rollt unter einer hübschen Allee weiter und führt an den dunklen Cypressen des protestantischen Gottesackers vorbei. Wir sind an den grünen Ufern des Glissus. Drüben blickt man gerade in das Stadium, in die Rennbahn, in der jene Spiele abgehalten wurden, an die anknüpfend der Apostel Paulus dem christlichen Wettkämpfer manche treffliche Mahnung und Ermunterung zu geben gewußt. Wäre die Form nicht etwas zu regelmäßig, zu sehr einem Hufeisen ähnlich, so würde man den Ort jetzt für eine nach vorne offene, nach hinten geschlossene kleine Thalmulde halten können. Die Sitz-

reihen und der Kampfplatz sind von Gras, Disteln, Thymian, Kamillen und rothen Anemonen überwuchert. Einzig ein im Hintergrund angebrachter unterirdischer Ausgang nach dem Osten zu verräth die schaffende Menschenhand, die hier gewaltet. Und wozu dieser verborgene Ausgang? O, dieser Ausgang hat mir die alten Griechen ganz besonders lieb gemacht. Was griechischer Heldemuth geleistet, wie weit es der griechische Kunstsinne gebracht, mit welcher Macht die griechischen Redner gesprochen und welche Höhen die Weisen der Griechen erstiegen, das wußte ich schon längst; allein von solcher Zartheit hellenischer Gesinnung, wie sie mir durch jenen geheimen Ausweg kund wurde, hatte ich doch gar keine Ahnung. Dem im Wettlauf Besiegten sollte nämlich die Schmach erspart bleiben, sich als Besiegten vor den 40,000 Zuschauern zeigen zu müssen, und auch die Zuschauer verzichteten gern auf einen Anblick, den nicht leicht ein anderes Volk sich hätte nehmen lassen. Deshalb mußte ein Ausweg angebracht werden, der es dem Ueberwundenen erlaubte, ganz unvermerkt sich von dannen zu schleichen. Diese Wahrnehmung machte auf mich einen unauslöschlichen Eindruck. Sie war mir Zeuge eines seltenen Seelenadels und einer frommen Achtung vor der Menschenwürde, wie ich sie im Heidenthum, und selbst im Hellenismus, nicht zu finden gewohnt war.

Jetzt ist es ein anderes Werk, das unsere Augen fesselt. Ein eigenthümlicheres Kaffeehaus wird es wohl in der ganzen Welt nicht geben. Unter 13 korinthischen Säulen von 60' Höhe, die noch ein Stück Architrav tragen, wimmelt es von Tischen und Stühlen. Einzelne Gruppen von Kaffee- oder Kofitrintern sind da und dort zerstreut, selbst noch bei den zwei etwas abgelegenen

freien Säulen. Eine Säule liegt in ihren kolossalen Trümmern am Boden; sie war das Opfer des Erdbebens von 1852. Etwas weiter gegen Süden zeigen sich gewaltige Substruktionsmauern. Wir stehen unter den Ruinen des Riesentempels des olympischen Zeus. Der Ursprung des Tempels reicht bis in die Sagen-geschichte hinauf. 530 v. Chr. soll dann Pisistratus durch vier Baumeister zugleich nach einem großartigen Plan haben arbeiten lassen. Später kam Phidias und schmückte des Tempels Wände. Nun trat Stillstand ein, bis der Syrer Antiochus Epiphanes 174 v. Chr. den berühmten römischen Architekten Gossutius mit dem Weiterbau beauftragte. Gossutius aber riß das Vorhandene nieder, legte Alles in einem viel großartigern Maßstabe an und ersetzte die dorischen und ionischen mit den eleganteren korinthischen Säulen. Antiochus starb. Die Arbeit wurde wieder eingestellt. Ja Sulla schleppte 86 v. Chr. mehrere Säulen mit nach Rom, um sie für den Tempel des kapitolinischen Jupiters zu verwenden. Erst unter der Regierung des Augustus wurden neue Anstrengungen gemacht. Das Verdienst aber, den Bau aus- und durch-geführt zu haben, gebührt dem Kaiser Hadrian (117 bis 138 n. Chr.). Darum ließ er nun auch hier neben dem Goldelfenbeinbild *) des olympischen Zeus in stolzer Vermessenheit seine eigene Statue zur Verehrung aufstellen.

Wenn nun schon die 15 noch aufrechtstehenden Pracht-säulen, mit den feinen Canneluren der Schäfte, mit den zierlichen Akanthusblättern der Kapitäle, zumal unter einer

*) Ein Bild, von welchem die einen Theile aus Gold, die andern aus Elfenbein gefertigt sind.

Abendbeleuchtung, die nur der griechische Himmel erzeugen kann, Geist und Gemüth so wunderbar ergreifen, wie muß es erst gewesen sein, als noch das ganze Werk in seiner ganzen Macht und Pracht, in seiner Länge von 354' und seiner Breite von 171', mit seinen 120 Säulen, die auf beiden Fronten in einer dreifachen, auf den Langseiten in einer Doppelreihe sich erhoben, mit seiner leichten Bedachung, mit seinen köstlichen Reliefs dagestanden, und als der heilige Bezirk, der den Tempel umgab, mit viel hundert Statuen von Göttern oder berühmten Männern angefüllt war? Wo ist alle die Herrlichkeit hingekommen? Wie früher Sulla, so nahmen später byzantinische Kaiser oder türkische Sultane weg, was ihnen zur Verzierung eines Palastes oder einer Kirche oder einer Moschee geeignet schien, und wahrscheinlich, daß gerade in den Mauern der armseligsten Hütten des jetzigen Athens sich noch Ueberreste von dem Zeustempel finden. Sic transit gloria mundi! — Auf einer Stelle des Architraven bemerkt man einen nischenartigen Oberbau, den jedenfalls eine jüngere Hand hinzugefügt hat. In dieser schwindelnden Höhe soll einst ein Stylite, einer jener phantastischen Säulenheiligen, sein entsagungsreiches, sein wunderbares, und darum auch sein von Vielen bewundertes Leben gefristet haben. Und auch wir, wenn wir gleich jenes christliche Fakirhum nicht billigen können, beugen uns doch vor jenem Vorbilde der Genügsamkeit und Selbstbeherrschung um so ehrfurchtvoller, je bequemer, verweichlichter und anmaßender unsere Zeit wird.

Von der Erdspalte in der Nähe des Tempels, durch welche nach den Alten die große deukalionische Fluth abgeflossen sein soll, ist wohl nichts mehr sichtbar; hin-

gegen tröpfelt noch jetzt südlich vom Tempel die altberühmte Kallirrhöe, Athens beste Wasserspenderin, über einige Gesteine dem hier zu einem Teiche sich erweiternden Bette des Ilissus zu. Wir steigen wieder in unsern Wagen und gelangen bald zu einer Art von Triumphbogen, dem Hadriansbogen. Unten ein weites Thor, zu dessen Seiten einst zwei korinthische Säulen standen; darüber ein Oberbau von mehreren Säulen und jetzt leeren Nischen. Zuoberst ein Giebel; das Ganze in einer Höhe von 55'. — Weder der gehaltlose Styl des Monumentes, noch die mehr als ordinäre Inschrift (gegen uns zu: „das ist des Hadrian und nicht des Theseus Stadt,“ auf der andern Seite: „Athen ist dieses hier, des Theseus alte Stadt“) lassen annehmen, daß der durch seinen edlen Geschmack berühmte Hadrian diesen Bau selbst zu errichten befahl. Weit eher wird es ein Ehrengeschenk sein, das die unterjochten Athener erstellten, um ihrem wohlwollenden Herrscher damit zu schmeicheln. Die Straße führt nun zwischen einigen kleinen Häuschen hindurch und folgt dann dem südlichen Abhang der Akropolis. — Wir lassen den Militärspital links liegen, sehen uns ein wenig bei dem neu aufgegrabenen Theater des Dionysos und bei dem Odeon des Herodes Attikus um, aber nur um des anderen Tages diese interessanten Räume näher zu besichtigen, und fahren in schönen Bindungen auf einem sanft ansteigenden, gut unterhaltenen Wege die Westseite der Akropolis hinan.

Es hat ein jeder Mensch seine Plätzchen auf Erden, die ihm vor andern werth und heilig sind; so der Ort, an welchem man das Licht der Welt erblickt, an welchem man seine glücklichen Kinderjahre zugebracht, woselbst die Freude ihr Füllhorn ausgegossen, oder der Schmerz seine

Wunden geschlagen hat, der Ort, an dem Bande der Liebe sich geknüpft haben, oder woselbst unsere Lieben durch den Tod uns entrissen worden sind.

Es gibt aber auch gewisse Orte, die in der dankbaren Erinnerung eines ganzen Volkes tief eingegraben stehen. Es sind dieß die Stätten, die mit den Namen der leiblichen oder geistigen Wohlthäter eines Volkes, oder mit den heißen Kämpfen um seine Selbstständigkeit, um seine freiheitliche Entwicklung auf's Innigste verwachsen sind.

Endlich gibt es Orte, die nicht nur das einzelne Individuum oder ein einzelnes Volk als ein Heiligthum betrachtet, sondern die der Menschheit als solcher angehören. Dahin rechne ich in erster Linie die heiligen Stätten der Schrift, die Stätten, an denen der Herr durch seine sich offenbarende Gerichts- oder Gnadengegenwart einem jeden Menschenkinde zuruft: „Zieh deine Schuhe aus von deinen Füßen; denn der Ort, darauf du stehst, ist heiliges Land.“ Und unter diesen ist es wiederum Bethlehem, Gethsemane, Golgatha und der Delberg, die gleichsam als Allerheiligstes obenanstehen.

Aber auch die Akropolis ist — allerdings in anderer und in untergeordneterer Weise — solch ein geweihter Platz, zu dem die Menschheit voll kindlicher Dankbarkeit hinpilgern wird, so lange noch irgend eine Spur von der Akropolis Athens vorhanden ist. Hieß es einst: „Von Zion gehet aus das Gesetz und des Herrn Wort von Jerusalem,“ so hätte man zu Zeiten auch sagen können: „Von der Akropolis gehet aus die Weisheit dieser Welt; das Herrlichste und Schönste, was der Menscheng Geist von sich aus zu schaffen im Stande ist.“

Auch die Akropolis hat ihre große Mission an die Menschheit zu erfüllen gehabt — und wahrlich, noch ist

sie nicht vollendet. Ihre providentielle Stellung bestand freilich nicht darin, das Verhältniß des Menschen zu Gott festzustellen und ihm den Weg zur ewigen Seligkeit zu weisen, sondern sie sollte ihm zur Lehrmeisterin dienen für das dießseitige Leben, an seiner reinmenschlichen Ausbildung arbeiten. In dieser Beziehung hat sie auch unbestritten das denkbar Höchste geleistet und wirkt stetsfort im edelsten Sinne bildend und hebend ein auf alle Diejenigen, die ihrer Stimme lauschen.

Man kann daher mit sehr verschiedenen Gefühlen die Akropolis betreten. Man kann, wie der Grieche, zu ihr aufschauen als auf den Mittel- und Glanzpunkt des Weltalls, nach dem bekannten griechischen Sprüchwort: „Welt, Griechenland, Attika, Athen, Akropolis.“ Man kann ihre Herrlichkeit bewundern mit einem Paulus, aber dabei betrübt werden durch den Gedanken, daß das, was zur Ehre des Allerhöchsten gereichen sollte, zur Menschen-, zur Selbstvergötterung ausartete. Aber gleichgültig, unempfänglich, ohne eine mächtigere Bewegung des Gemüthes steigt Keiner hinan, er müßte denn ein ganz roher Mensch, ein süßsantter Dummkopf, eine herzlose Krämerseele oder ein Schurke sein.

Es war mir freilich noch ganz anders zu Muthe, als wir die Küsten des gelobten Landes erblickten, als wir Jerusalem und so viele andere geweihte Orte betraten; aber hoch schlug mir die Brust auch hier, und ich werde die Empfindungen jenes ersten Augenblickes so wenig je vergessen, so wenig ich aufgehört habe mich der Gefühle zu erinnern, die in mir sich regten, als ich — ein Studentchen von einem Semester — mich zu den Kunstsälen des Louvre schlich, oder — nach bestandnem Staatsexamen — von Russels Square aus dem

britischen Museum zuwanderte. — Die Akropolis, nur gegen Westen hin sanfter abfallend, war jederzeit auch nur von Westen her zugänglich. Im grauen Alterthum waren es neun Thore, die von dieser Seite nach der Burg sich öffneten, die aber seit der perikleischen Zeit auf ein einziges Thor reduziert wurden. Dieses, erst 1853 durch den Franzosen Beulé bloßgelegt, ist gewöhnlich durch ein Gitter abgesperrt. Ein wahrscheinlich im Mittelalter angelegter Thorweg zur Rechten führt uns zuerst in einen gewölbten Gang; bald tritt man in's Freie, sieht rechts hinab in das Odeon des Herodes, wendet sich nach links in einen Hofraum, in dem es von Skulpturüberresten wimmelt, und wird durch einen hölzernen Verschluß plötzlich aufgehalten.

Einer der aus den Invaliden bestellten Hüter kommt, so schnell, als es ihm möglich ist, herbei. Sein Auge strahlt, als er den General wiedererkennt, unter dem er wohl in mehr als Einem heißen Kampf gestanden. Das Thor öffnet sich, und wir sind auf der Treppe, die zu den Propyläen hinaufsteigt. Rechts oben lächelt uns das Tempelchen der „ungeflügelten Siegesgöttin,“ der „Nika Apteros“ freundlich an. Wir schreiten durch die Propyläen, wir stehen und staunen vor dem Parthenon, vor dem Erechtheion. Der Eindruck ist überwältigend, aber noch bleibt uns Alles räthselhaft, ja fast gespenstisch. Ueberall Zertrümmerung und Verwüstung: ein Labyrinth von Fragen, doch ohne Ariadne's glücklichen Faden. Da sagte eine Stimme in uns: „Kommt wieder, kommt, so oft ihr könnt, und das Verständniß wird euch aufgehen, und euer stummes Staunen wird in Bewunderung und Entzücken sich verwandeln.“ Die Stimme fand keine tauben Ohren, und so begnügten wir uns an diesem

ersten Abende mit einer ganz allgemeinen Rekognoszierung.

Die Akropolis, zu einer ganzen Gruppe von Erhöhungen gehörend, die man als Ausläufer theils des Pentelikon, theils des Hymettus betrachten kann, hebt sich von den übrigen Hügeln sehr markirt ab und war zu einer Befestigung nach altem Style ganz besonders geeignet. Im Norden, Osten und Süden in beinahe senkrechten Felswänden von einigen hundert Schuh aufsteigend, im Westen leicht verschanzbar, kostete es den Feind um so mehr ein hartes Stück Arbeit, bis er sich ihrer bemächtigt hatte, als oben ein schönes Plateau, geräumig genug, eine starke Besatzung aufzunehmen, sich ausdehnte. — Dieser durch Menschenhand noch mehr geebnete Platz mißt ungefähr 907' Länge gegen eine Breite von 403' und liegt 403' über der Stadt und 776' über dem Meerespiegel. Hier ließen sich die Gründer Athens nieder und führten zu weiterem Schutze Mauern auf, deren Ueberreste Einige noch jetzt wahrnehmen wollen. Die Kolonie blühte rasch empor. Der Raum da oben wurde bald zu enge. Wohnungen auf Wohnungen lehnten sich in der Ebene um den mächtigen und schirmenden Hügel. Noch während der Perserkriege war die Akropolis ausschließlich Festung, und diejenigen, welche den Sinn des delphischen Orakels besser zu verstehen wähnten als Themistokles, verstärkten schnell die hölzerne Schutzwehr gegen Westen und hielten sich nun gegen den Andrang der Barbaren völlig gesichert; ein Mißverständniß, das mit dem Tode bezahlt werden mußte. Die hölzerne Schutzwehr that zwar die besten Dienste, aber ein Beräthrer wies den Persern den geheimen Pfad, der noch in unsern Tagen aus der Grotte des Aglauros in die

Nähe des Erechtheion führt. Nachdem die Perser glorieux besiegt waren, wurde die Akropolis noch stärker als zuvor befestigt, und wir können noch jetzt im Nordosten die mächtigen, zu Baumaterial verwendeten Felsblöcke und die Trümmer des alten Hekatompedon in der Mauer sehen, welche Themistokles, die Einsprache einlegenden Spartaner mit List hinhaltend, in höchster Eile vollenden ließ, oder im Süden an die schöne Brüstung uns anlehnen, die von Simon hergerichtet wurde.

Es folgten nun Zerstörungen und Neubefestigungen, je nach den Wechsellern des Schicksals und je nachdem die Umstände es zu erfordern schienen. Die Römer, die Gothen, die Byzantiner, die Franken, die Türken rissen ein oder bauten wieder auf. Und jetzt steht die Akropolis ungefähr so da, wie sie aus den Wirren des Befreiungskrieges hervorgegangen ist.

Das Wunderschauspiel eines Sonnenunterganges von der Akropolis haben wir zwar für heute leider verpaßt, aber noch ist es hell genug, um einen Blick auf die nähere und weitere Umgebung zu werfen. Im Norden und Nordosten ruht der Blick zunächst auf der Stadt. — Die breite Hermesstraße führt, parallel mit der Akropolis laufend, gegen den Königsbau, der von hier aus gesehen imposant genug sich ausnimmt. Die Hermesstraße rechtwinklig durchschneidend richten sich gegen uns die Athene- und die Aeolusstraße, von denen besonders letztere das entlegene, fashionable Quartier mit seinen Bauten aus pentelischem Marmor in Verbindung setzt mit den nur aus den Brücken des Lykabetus gemauerten Häuschen der ärmeren Stadtbevölkerung zu unseren Füßen. Außer diesen drei Hauptverkehrsadern winden und drehen sich nach allen Richtungen noch gar viele und meist mit

den glänzendsten Namen aus der klassischen Zeit gefeierte Sträßchen und Gäßchen durch das meine Erwartungen weit übertreffende Häusermeer.

Da der Reichthum, die Ruhmsucht und sicherlich auch die Vaterlandsliebe mehrerer Griechen, daheim und in der Fremde, die gefeierte Landeshauptstadt mit verhältnißmäßig sehr vielen und gut dotirten öffentlichen Anstalten geschmückt hat, so fehlt es auch nicht an stattlichen Gebäuden (so die Universität, die höhere Mädchenschule und das Polytechnikum) die über die Thürme der neuen Kathedrale leicht erkennbar sind. Neben der Residenz gewahrt man die 1846 von Salvandy gegründete, sogenannte Ecole de France, in der jährlich zehn junge Professoren Frankreichs, die einen Konkurs bestanden haben, eine zweijährige, freie und frohe Aufnahme finden mit der Verpflichtung, griechischen Studien obzuliegen und jährlich einen auf Griechenland bezüglichen geographischen, historischen oder archäologischen Bericht an die Akademie abzuliefern.

Ein ähnliches Institut besitzt Frankreich bekanntlich auch zu Rom auf dem Monte Pincio und hat so zu der Ausbildung manches strebsamen, in seinen Geldmitteln aber beschränkten jungen Mannes trefflich mithelfen können, während es umgekehrt Wissenschaft und Kunst gefördert und seinen eigenen Ruhm bereichert hat.

Umfäumt wird von dieser Seite die Stadt von niedlichen Landhäusern, die sich schüchtern hinter Feigen- und Olivenbäumen verstecken, von freundlichen Dorfschaften, deren Felder durch den Kephissus vor Dürre bewahrt werden können. Hinter dem königlichen Schloß der Regel des Lykabetus und schließlich der finstere Pentelikon.

Nach Südost und Süden wird die Aussicht durch

den Hymettus und durch das Meer begrenzt; davor dehnt sich eine unwirthliche Ebene. Dicht vor uns schlängelt sich der Ilissus, und noch näher schaut man auf die russische Kirche, die englische Kapelle und auf die kühnen Säulen des Zeustempels.

In südwestlicher Richtung erhebt sich der mit dem Denkmal des Philopappos gekrönte Musenhügel, westlicher die Pnyx, dann der Nymphenhügel mit der Sternwarte, die Baron von Sina herstellte. Darüber hinweg der Olivenhain, die attische Ebene, der Piräus und die übrigen Buchten, in der Dämmerung kaum mehr erkennbar Megina, Salamis, der Isthmus und die Küstengebirge des Peloponnes. Gegen Nordwest in unmittelbarer Nähe der Areopag, dahinter der Theseustempel, links der Engpaß von Daphni, rechts, an den bis dorthin sich ziehenden Olivenhain sich anlehnend, der Hügel Kolonos, an den heilige Erinnerungen aus alter und neuer Zeit sich knüpfen, und im Hintergrund der Barnes mit seinen verschiedenen bewaldeten Armen.

Die Rundschau, heute mehr nur ein mühsames Orientiren und daher uns nicht den Hochgenuß bietend wie späterhin, war vollendet. Die Zeit drängte zum Hinuntersteigen. Lächelnd führte uns der General noch zu einer Säule des Parthenon, der er, den gewissen Tod vor Augen sehend, während der Belagerung von 1827 seinen Namen eingegraben. Wochenlang zum Sterben matt unter den Propyläen in verfaulter Gerste liegend und vom Ungeziefer beinahe aufgefressen, froh der tapfere Philhellene endlich an den Fuß dieser Säule, legte sich auf etwas Stroh und würde es dazumal nicht ungern gesehen haben, wenn eine Türkenbombe vom Musenhügel her seinen Qualen ein Ende bereitet hätte.

Wer den Namen „Emanuel Hahn“ liest, der denke nicht, daß ein eitler Bummler seinem lieben Ich habe eine Ehre anthun wollen, sondern der nehme seine Mühe vom Kopf und wisse: „das ist die schlichte Grabschrift, die ein Edler sich selbst gesetzt hat!“

Schnell waren wir wieder in der Stadt. Der General verabschiedete sich, da der Arzt ihn vor der Nachtlust gewarnt hatte. Wir aber, den köstlichen Abend so lang als möglich genießend, gingen zum Solon; doch nicht zum weisen, eher hätte man sagen können zum schwarzen. Denn der Solon ist Athens elegantestes „Kaffenion“. — Zahlreiche Gasflammen flimmern im prächtigen Salon und vervielfältigen sich in den hohen Spiegeln in's Unendliche. Man bleibt aber natürlich lieber draußen. Da sitzen um die vielen Tischchen auf offener Straße feine Herren und hübsche Damen die Menge. Die Kleidung war meist die französische. Nur die Damen trugen nicht selten kokett genug den griechischen Fez, dessen rothe Farbe zu den schwarzen und reichlichen Haaren und zu den dunkeln und stechenden Augen vortrefflich paßt. Auf dem Tischchen vor uns liegt eine Zeitung.

O wenn doch mein alter guter Lehrer, der mich in der griechischen Syntax so weidlich herumgetrieben, der ob seinen lieben Griechen Essen und Trinken fast vergessen konnte, dieses Papier, diese edelsten, diese herrlichsten aller Buchstaben, diese acht attischen Redensarten, diese gewählten Optative mit und ohne *ἄν* gesehen, und das Unbegreifliche erkannt hätte, daß es sich hier nicht um ein Universitätsprogramm handle, sondern um einfache Mittheilung ganz ordinärer Tagesneuigkeiten an das Volk, an den Demos; wahrlich, er hätte dieses Papier geküßt, er hätte aufgejauchzt vor lauter Seligkeit,

er hätte sich ernstlich umgeschaut, ob nicht von da oder dort her ein zweiter Aristophanes oder Demosthenes sich nahe. Doch wehe ihm, wenn er seiner dithyrambischen Stimmung durch noch so ausgesuchte Worte an einen Nachbar oder eine Nachbarin hätte Lust machen wollen. Ich glaube, man hätte seine barbarischen Töne keiner Antwort gewürdigt, oder wenn es geschehen wäre, der Unglückliche hätte mit den völlig fremden, weichen und zischenden Lauten nichts anzufangen gewußt.

Das Neugriechische ist zwar, was die Schriftsprache der Gebildeten anbelangt, von dem Altgriechischen sehr wenig verschieden, ja ein Streben nach altklassischer Ausdrucksweise ist nicht zu verkennen. Die tägliche Umgangssprache hat dagegen schon viele Worte und Wendungen, die wohl auf türkischen, albanesischen oder fränkischen Ursprung zurückgeführt werden müssen. Am meisten Schwierigkeit bietet uns aber die so ganz anders klingende Aussprache. Das *æ* wird zum *i*, das *ai* häufig zum *e*, das *ei* und *oi* zum *i*, das *au* zum *af*, das *eu* zum *ef*, das *b* zum *w*, das *th* zum bekannten englischen Zischlaut u. s. w. Hierdurch erleidet aber der mündliche Ausdruck eine so totale Veränderung, daß Unserer, der doch sein Bißchen Griechisch noch nicht ganz verschmigt zu haben meinte, völlig dasteht wie der Ochse am Berg. Freilich behaupten die Neugriechen, ihre Aussprache sei die der Alten, und ein Platon hätte schwerlich auch den gelehrtesten deutschen Hellenisten verstanden. Ein junger, feingebildeter Professor leistete mir zu dieser Behauptung sogar einen Beweis, der die Streitfrage wenigstens theilweise zu entscheiden ganz geeignet sein könnte. Er verwies mich nämlich auf eine Stelle in einem griechischen Autor, nach welcher das Orakel die Fragenden im

Ungewissen läßt, ob eine Hungersnoth oder eine Pest — nach unserer Aussprache „limós“ und „loimós“ — sie treffen werde. Offenbar konnte aber nur dann von einem doppelsinnigen Wortspiel die Rede sein, wenn es, wie nach dem Neugriechischen, für beide Bezeichnungen nur eine und dieselbe Aussprache, nämlich limos, gab. Leider habe ich es versäumt, mir diese interessante Stelle zu merken. Soviel jedoch ist gewiß, daß das Griechische aus dem Munde eines jetzigen Griechen oder gar einer schwarzkockigen Griechin viel sanfter, weicher und fließender tönt und den Mundwinkeln weit weniger Verzerrungen abnöthigt, als unsere ächt teutonischen ai, oi, eu u. s. w.

Diese Herren und Damen umsummen uns so fein und süß, als ob es lauter Bienlein vom Hymettus wären. Und die Cigarette, die nicht nur unter dem Schnurrbart glüht, verbreitet den angenehmsten Wohlgeruch. Das Gefrorene (pagôto) hat köstliche Kühlung gebracht, aber nun dürste noch ein Gläschen Mastix, ein der Gesundheit sehr zuträglicher Branntwein, der aus dem Harze einer nur auf der Insel Chios vorkommenden Staude gewonnen wird, gute Dienste leisten und uns vor Erkältung bewahren.

Es wird allgemach stiller und stiller um uns her. Die schönen Equipagen und die kühnen Reiter und Reiterinnen haben den Corso Athens verlassen. Die aufgeputzten Herren und Damen und Kinderchen neben uns ziehen sich zurück. Niobe, ihren Schleier dichter und dichter ausbreitend, mahnt auch uns zum Aufbruch. Das Gas ließ Etliches zu wünschen übrig; um so heller funkelten unsere lieben, trauten Sternlein. Und als wir uns beim „Gute Nacht“ die Hände reichten, da lag in

diesem Händedruck ein stiller, herzlicher Dank zu Gott, der uns auch heute so gnädiglich bewahrt und an diesem einzigen Tage uns des Schönen und Erhebenden so viel vergönnt hatte, wie es Manchen in einem ganzen Menschenleben nie zu Theil wird.

Zweiter Tag.

Morgensfahrt. Theater des Dionysos. Stoa des Cumenes. Odeon des Herodes Attikus. Zum zweiten Mal auf der Akropolis. Niketempel. Die Propyläen. In Annavrita bei lieben Landsleuten. Im Garten der Königin. Universität.

Mit der Aurora bestiegen auch wir, vom Schläfe neugestärkt, unsern Wagen. Es galt auch heute, die Zeit wohl auszukaufen. Zuerst kamen wir wieder durch einige Quartiere, die so schmuck und sauber aussahen, wie man sie im alten Athen wohl vergeblich gesucht hätte. Denn das alte Athen hatte zwar seine unvergleichlichen Tempel, seine prächtigen Theater und Schulen, seine Säulenhallen, Triumphbogen, seine zahllosen und herrlichen Wandbilder, aber der Bürger, und auch der reiche, wohnte einfach und schlecht. Er wagte es nicht, seine Thüre mit zierlichen Säulen zu schmücken und auf seinem Balkon die seltensten Blumen zur Schau zu stellen, wie wir es hier bei den meisten Häusern antrafen. Der Einzelne trat dem Staat und der Stadt gegenüber bescheiden zurück, und als der Privatmann anfing, von sich viel Aufhebens zu machen, so erblickte man darin mit Recht

ein Zeichen beginnenden Verfalls. So ruft Demosthenes, die gute, alte Zeit preisend, aus: „Die Häuser des Themistokles, Aristides, Miltiades und Simon sehen nicht schöner aus, als die eines Mannes vom großen Haufen; aber des Staates Gebäude und Anstalten sind so groß, daß sie von keinem Späteren übertroffen werden können.“ Die Straßen der alten Stadt waren eng und krumm, und nur für die heiligen Bezirke der Tempel wurde ein freier und weiter Raum geschaffen.

Der Königsbau, die Stadt ist hinter uns. Der Morgen ist überaus köstlich und prächtig. Kein Wölklein trübt das tiefe, dunkle Blau des Himmels. Der Regen von gestern hat den Staub von den Straßen weggeschwemmt und die schmachtende Vegetation neu belebt. In der wunderbar frischen und reinen Luft athmete es sich so erquicklich, wie auf unsern Bergeshöhen, und ein violetter Duft, den der Maler umsonst wiederzugeben sich bemüht, entrückte die Gegenstände, die den Horizont begrenzten, in eine höhere geheimnißvolle Welt. Ist das heutige Athen mehr um den Norden und Osten der Akropolis gelagert, so war im Gegentheil vormals der Süden und Westen der Burg der wichtigste und belebteste Stadttheil. Hierhin richtet denn auch der Freund des griechischen Alterthums fort und fort seine Schritte, hier warten ihm auch stets die reichlichsten Genüsse. Dorthin zog es jetzt auch uns und bald befanden wir uns bei dem berühmten Theater des Dionysos, das wir uns gestern nur ganz im Vorübergehen angesehen.

Wer irgendwie den unglaublichen Einfluß zu würdigen weiß, welchen das Theater auf das griechische Volksleben nach Religion, Sitte und Geschmack, nach der Politik im Großen und Ganzen, wie selbst nach den gering-

fügigern Stadtklatschereien ausgeübt; wer mit Aeschylus, Sophokles, Euripides und Aristophanes, diesen Heroen dramatischer Poesie, auch nur eine oberflächliche Bekanntschaft gemacht hat; wer es weiß, wie man bei den Griechen das Theater nicht nur als Luxusartikel und kurzweiligen Zeitvertreib betrachtete, sondern wie es mit dem Kultus aufs allerinnigste verwachsen, von demselben ausgehend und auf denselben wieder zurückwirkend, als eines der edelsten, der vornehmsten Bildungsmittel benutzt wurde, wie es zur Gottesfurcht, zum geduldigen Leiden, zur Menschen-, zur Vaterlandsliebe ermunterte, das Böse strafte, die Thorheiten geißelte, und auch in der äußern Darstellung eine Schule des Anstandes und der guten Sitte zu sein sich bestrebte, — wer das weiß, der kann auch bei den strengsten christlichen Grundsätzen unmöglich denken: „Was geht mich denn dieses heidnische Theater an, wir haben an den unsrigen zu Hause genug!“ — der wird vielmehr mit gehobener und dankbarer Stimmung auch diese Stätte betreten, von der so mancher Strahl höheren Lichts ausgegangen ist, und allwo die Talente, welche Gott der Herr auch den Heiden nicht vorenthalten hat, ihre edelsten Blüthen getrieben.

Da das griechische Drama bekanntlich allgemach aus den Chorgesängen sich entwickelt hat, die an den Dionysos-Festen gelegentlich ausgeführt wurden, so wurden später die Theaterräume dem Dionysos geweiht.

Das berühmteste Theater Griechenlands war selbstverständlich das Athens. Auf ihm kamen jene ergreifenden Tragödien und jene feinen und mit attischem Salz gewürzten Komödien zur Darstellung, die noch heutzutage unübertroffen dastehen und in ihrer Art wohl auf alle Zeiten hinaus mustergültig bleiben werden. Wohl wußte

man es aus den griechischen Schriftstellern, daß das Theater Athens am Südhänge der Akropolis gelegen war, daß einst während einer Aufführung die alten Brettergerüste zusammenstürzten und dadurch entsetzlicher Jammer verursacht wurde, daß man dann um 500 v. Chr. unter Leitung der Baumeister Demokrates und Anaxagoras ein neues, steinernes und prachtvolles Theater zu errichten anfang, das aber erst unter der Finanzverwaltung eines Lykurg, zwischen 340 und 330 v. Chr. vollendet wurde. Allein bis auf die allerneueste Zeit war man über die genaue Lage und nähere Einrichtung dieses Theaters ganz im Ungewissen. Eine Darstellung auf einer alten Münze, sowie die regelmäßige Auswölbung des dortigen Schuttbodens führten nach und nach auf die rechte Spur. Schon in den 50er Jahren wurden Nachgrabungen angesetzt, aber, weil zu hoch oben begonnen, bald wieder als erfolglos aufgegeben. Erst Baurath Stark von Berlin war es, der im Frühjahr 1862 nach mühevoller Arbeit und im Kampfe gegen die kleinlichsten Eifersüchteleien dieses höchst interessante Denkmal nach seinen Hauptbestandtheilen wieder bloßgelegt hat*).

Wir stellen uns ungefähr in die Mitte der mit Platten hymettischen Marmors belegten Orchestra an den Ort, woselbst einst die verschiedenartigst-gedeutete Thymele gestanden haben soll. Eine Vertiefung im Boden und die anders gehauenen Steinplatten zeigen, daß dieser Platz hier für das Theater von besonderer Bedeutung gewesen sein muß. Auf dieser etwas mehr denn halbkreisförmigen, geräumigen Orchestra bewegte sich bald

*) Die näheren Details der Ausgrabungen siehe bei W. Bischoff: „Die Entdeckungen im Theater des Dionysos zu Athen.“ N. Schweizer. Museum III, 1—4.

ruhigen Schritts, bald in leidenschaftlicher Aufregung der Chor, dem im griechischen Theater eine so große Rolle zukam; der zwar in die Handlung nicht selbst eingriff, sondern die höhere Idee repräsentirend, in den ergreifendsten Worten und Gesängen bald den leidenden Helden beklagte und ermunterte, bald den sich sicher wahnenden Verbrecher auf die nicht ausbleibende gerechte Vergeltung hinwies. Den Chor leiten zu dürfen galt als ein gesuchtes Ehrenamt, und der vom Archon ernannte Chorführer (Chorage) verwendete nicht selten von seinem eigenen Gelde 3—4000 Drachmen zur würdigen Ausrüstung des Chors. Erhielt das Stück den Preis, so wurde der Chorage als der eigentliche Sieger betrachtet und sein Name prangte auf dem Denkmal, das den Sieg verherrlichte, obenan *).

*) Wir geben als Beispiel eines antiken Chores folgendes Bruchstück aus der „Antigone“ des Sophokles.

Antigone hat ihren Bruder Polyneikes gegen das ausdrückliche Verbot des Königs Kreon heimlich bestattet. Sie wird dessen überführt und soll ihren Ungehorsam mit dem Tode büßen. Aber Hämon, Kreons Sohn, tritt für seine Braut Antigone männlich kühn in die Schranken und ist fest entschlossen, falls der Vater auf seinem Blutbefehl verharre, mit der Geliebten zu sterben. Da tritt der Chor auf und spricht, die Macht der Liebe verherrlichend:

„O Groß, Allsieger im Kampf! O Groß, du reiches Bestühms Bezwinger, der auf der Maid zarten Wangen du übernachtest! Du schweifst hin über das Meer, durch der Gefild' „Gürden: kein unsterblicher Gott kann dir entrinnen, taglebender „Menschen keiner; wen du ergreifst, rasest. Auch edlen Geist „reißest du hin zu Missethat, hin zum Verderben. Auch Vater- „und Sohneszwist jetzt erregst du, und es sieget — den Wimpern „lustbettender Braut heftig entstrahlt, Liebereiz, er mitthronend im „Rath mächtiger Rechte. Denn nimmerbezwungenes Spiel übt

Um die Orchestra herum zieht sich eine dicke, drei Fuß hohe Schranke aus Marmor, welche den Zuschauer-raum abschließt; offenbar eine Zuthat römischer Zeit, da die harmlosen Darstellungen blutigen Wettkämpfen weichen mußten. Jetzt kommen in konzentrischen Halbkreisen die Sitzreihen des Publikums. Unten prächtige Lehnstühle aus pentelischem Marmor, besonders reich und geschmackvoll verziert der in der Mitte. Da saßen, wie die noch jetzt wohlleserlichen Inschriften beweisen, die Honoratioren: der König, der Archont, der Polemarch, der Strategos, der Herold, der Fackel-, der Steinträger und vor allen Andern massenhaft vertreten die Priester und Priesterinnen, und auf dem schönen Ehrensitz in der Mitte der Priester des eleutherischen, des freimachenden Dionysos, unter dessen Hegide das Theater gestellt ward.

Lächelnd fragte mich mein Freund, was wohl das Publikum bei uns sagen würde, wenn auch in unsern Theatern die ehrwürdige Geistlichkeit die ersten Logen und Sperrsitze innehielte. Ich denke, die Einen würden über die Apostaten die Bannstrahlen schleudern, während Andere den muthigen Fortschrittsmännern um so stürmischer ihre Bravo's schallen ließen. Die geistlichen Herren selbst aber, sie würden es bald merken, daß, so wie die Sachen nun einmal stehen, sie sich hier unmöglich festhaft erklären können. Ja wenn das Theater bei uns sich dieselbe Mission stellte, wie einst das griechische, wenn es zum Christenthum in das gleiche ehrfurchtsvolle Verhältniß sich setzte, wie es dort der Volksreligion gegen-

„Herrscherin Aphrodite. Schon ward auch ich weit über das
„Recht, dieß schauend, geführt, und nicht halt' ich mir der Thränen
„Erguß noch länger zurück, da in's Grabbrautbett, das Alles
„verschlingt, ich seh' Antigone wandeln.“

über der Fall war, wenn sein Streben ebenfalls wie dort auf Läuterung und Kräftigung des sittlichen Gefühls, auf Pflege des Edlen, Wahren, Guten und Schönen, mit Ausschluß oder ernster Verurtheilung alles Häßlichen, Gemeinen und Schlechten gerichtet wäre, dann möchten die Vertreter der Kirche wieder obenan stehen in der Reihe der Theaterfreunde, wie einst in freilich nicht gerade zurückzumüschender Weise die ersten Anfänge des deutschen Drama's aus dem Schooß der Kirche hervorgegangen sind.

Die schönen Lehnstühle in den untern Reihen mögen wohl aus der griechischen Zeit herrühren, die Inschriften aber sind nicht über Hadrian, der das alte, in Verfall gerathene Theater gründlich und prächtig restauriren ließ, hinaufzuführen. Dieß zeigt schon die angewandte Buchstabenschrift, noch mehr aber der Umstand, daß wir einen Sitz des „Priesters Roms,“ einen andern des „Priesters und Erzpriesters des Cäsar Augustus“, wieder einen des „Priesters des eleutherischen Hadrianus“ und einen sogar des „Priesters des Antinoos“, des bekannten hadrianischen Günstlings, finden.

Der Zugang zu den obern Sitzreihen, die theils aus piräischem Kalkstein gearbeitet, theils geradezu in den Felsen der Akropolis ausgehauen sind, ist durch 14 Treppen erleichtert. Der Zuschauerraum wurde dadurch in 12 sogenannte Reile getheilt, und in jedem dieser Reile stand in späterer Zeit eine Statue Hadrians, die von je einer der 12 Phylen ihm geweiht war. Aber nur unbedeutende Trümmer sind von ihnen noch vorhanden. Zu beiden Flanken der Sitze zeigen sich die Ueberreste mächtiger Stützmauern, die wie der Abzugskanal

für das im Theater sich ansammelnde Wasser, jedenfalls der alten Zeit angehören.

Die Estrade ist weit und breit; ob sie aber, wie einige Schriftsteller angeben, je 30,000 Zuschauer fassen können, das möchte ich nach Besichtigung der genau vermessenen Arenen von Nimes, Arles, Verona und des Kolosseums zu Rom denn doch gar sehr bezweifeln.

Gerade über den Sitzen der Zuschauer zeigt sich die Höhle, welche der Chorage Thrasyllus um 320 v. Chr. zu einem Heiligthum des Dionysos herrichten ließ, und die dann in der christlichen Zeit zu einer Kirche der Panagia Spiliotissa (der allerheiligsten Jungfrau von der Grotte) umgewandelt wurde. Den herrlichen Portikus zertrümmerte eine Kanonade von 1827, und die kolossale Statue, die dort gestanden, ziert jetzt die Räume des britischen Museums. Noch weiter oben erheben sich zwei schlanke Säulen, die auf ihren dreieckigen Kapitälern einst Dreifüße trugen, welche dem Sieger in dem edlen Wettkampfe zugefallen waren. Endlich ragen über die im Süden die Burg schützende kimonische Mauer ernst und feierlich die unvergleichlichen Ruinen des Parthenon empor.

Wenden wir uns nun nach Süden, so sehen wir eine eben nicht breite Treppe von fünf Stufen, die von der Mitte der Orchestra auf die Bühne, das Proskenion, führt. An der obersten Stufe lesen wir:

Diese Bühne, die schöne, hat, schwärmender Gott, dir errichtet
Phädrus, Boilos Sohn, des gesegneten Attikas Archon.

Die circa vier Fuß hohe Mauer, welche von der Orchestra aufsteigt, ist mit hübschen Reliefs versehen. Die Bühne selbst datirt nach Inschrift und Konstruktion — sie tritt viel weiter vor, als dieß bei den griechischen Theatern

sonst Uebung war — aus dem dritten Jahrhundert n. Chr. Die alte berühmte Bühne, auf der die klassischen Werke zu ihrer ersten Aufführung kamen, lag ordentlich zurück, etwa da, wo man noch jetzt eine Quermauer wahrnimmt. Auch von dem Scenegebäude zeigen sich noch die Grundmauern. Ebenso läßt sich die Richtung der Mauer, welche das ganze Theater abschloß, vollständig verfolgen. Umher liegen Steine, Platten, Säulentrommeln, Kapitäle, Basen von Statuen in gräulichem Gewirr durcheinander. Auch da fand ich jenen Uebergang zur römischen Bogenkonstruktion wieder, nämlich zwei mächtige Steine, die so gehauen waren, daß sie zusammen einen Bogen bildeten. Höchst merkwürdig sind auch gewisse korinthische Kapitäle, an denen wir statt der üppigen drei Reihen von Akanthusblättern nur einem zweireihigen viel einfacheren Schmucke von Akanthusblättern und Kotosblumen begegnen. Es fragt sich nun: Ist diese bescheidenere Form die ursprüngliche, oder im Gegentheil nur eine spätere Abart, oder gar nur eine aus dem ägyptischen Styl entlehnte? Eine Frage, deren Beantwortung wir billig den Sachverständigen überlassen wollen. Interessant sind endlich einzelne Fußgestelle von Statuen bedeutender Tragiker und Komiker, wie sie im Theater zahlreich aufgestellt gewesen waren. Von den Statuen ist leider nichts mehr da, aber die Inschriften der Fußgestelle reden noch deutlich von denen, die einst auf ihnen gestanden, und von den Künstlern, die das Werk ausgeführt haben. So werden Thespis, Timostratos und Dionysios erwähnt; auch Menander, von des Praxiteles Söhnen (Kephisodotos und Timarchos) verfertigt. Ja man will gefunden haben, daß letzteres Fußgestell genau zu der herrlichen Menander-Statue paßt,

die zu den Hauptzierden des vatikanischen Museums gehört.

Wir überschauen noch einmal diesen Bau, von dem für ganz Griechenland und theilweise selbst für uns so viel Anregung auf Geist und Gemüth ausgegangen ist. Jene Heldengestalten der alten Dramen treten lebhaft vor unsere Augen, wir hören den Chor seine Klagelaute anheben oder seine Jubellieder anstimmen, und wir freuen uns der empfänglichen, der begeisterungsfähigen atheniensischen Bürger, die ihre Dichter und Schauspieler so sehr bewunderten und hochhielten, daß sie den Sophokles, hingerissen von dem mächtigen Eindruck, den die Antigone auf sie gemacht, sofort zu ihrem Feldherrn ernannten und den Schauspieler Aristodemos als Gesandten nach Mazedonien schickten, weil er an Gestalt, Würde und Anstand dem König Philipp in nichts nachstand.

Wir ziehen uns am Südadhang der Akropolis in westlicher Richtung weiter. Das Odeon des Perikles, das, nahe beim Dionysos-Theater gelegen, gewiß eine Perle eleganter und vollendeter Baukunst war, ist für uns spurlos verschwunden. Möglich, daß eine spätere Zeit auch diesen Schatz heben wird. Hingegen haben sich, von mittelalterlichen Befestigungen sozusagen eingeschlossen, 28 Arkaden der Stoa des Eumenes erhalten, der Halle, die jener König von Pergamus (Sohn des Attalus) im zweiten Jahrhundert v. Chr. zu dem Ende herstellen ließ, damit beim Eintreten ungünstiger Witterung die obdachlosen Zuschauer im Dionysos-Theater eine nahe und sichere Zufluchtsstätte fänden. Da nun die Dramen zur Zeit der ländlichen Dionysien (Monat Poseidon, Ende Dezember), oder der Lenäen (Monat Gamelion, Ende Januar), oder an den großen städtischen Dionysien (Mo-

nat Claphabolion, Ende März) aufgeführt wurden, so war jene Vorkehrung, trotz des griechischen Himmels, eine sicherlich höchst zweckmäßige.

Am Westende endlich haben wir das noch sehr gut erhaltene Odeon des Herodes Attikus. Schon der massive Vorbau mit den stämmigen Arkaden und den festen Bogenfenstern, die sich darüber hinziehen, verkündigen den stolzen Römerbau. Drei Eingänge führen durch diesen Vorbau auf die Bühne und die Orchestra, zwei andere, nach einer rechtwinkligen Wendung, zu den marmornen Sitzreihen, deren unterster Rang ebenfalls durch größere Eleganz sich auszeichnet. Auch hier viele Trümmer von Marmorquadern und Säulen und in einer Nische beim Eingang links eine Statue in noch ordentlichem Zustande. Der Anblick ist jedoch ungleich malerischer als der des fahlen und weit mehr beschädigten Theaters des Dionysos. Anmuthige Schlingpflanzen ziehen sich über das todte Gestein, und der obere Abhang der Akropolis ist mit grünenden Gebüsch ziemlich bewachsen. Dieses Odeon, ungefähr 5000 Menschen fassend, soll das größte in Griechenland gewesen sein, und man erstaunt, wenn man vernimmt, daß der immerhin beträchtliche Raum, nicht nur um vor Sonnenstrahlen und Regengüssen zu schützen, sondern mehr noch, um die musikalischen Aufführungen, die hier stattfanden, zu ermöglichen und zu erleichtern, mit einer ungeheuern Decke aus Cedernholz überdacht war.

Die Sage erzählt, der Gründer dieses Baues, von langen Reisen heimgekehrt und durch seinen verschwenderischen Vater um sein ganzes Erbgut gebracht, habe einst am Fuße der Akropolis einen unermesslichen Schatz entdeckt. Sogleich machte er dem Kaiser Nerva Anzeige hievon

und ließ ihn fragen, was er mit dem Gelde machen solle. Der Kaiser antwortete: „Brauche es.“ Herodes entgegnete, der Schatz sei viel zu groß für einen Privatmann. Da schrieb der Kaiser: „So mißbrauche ihn.“ — Herodes trat nun als Wohlthäter des Landes auf, sorgte für die Armen, unterstützte Handel und Industrie und bewies sich, wie das Odeon zeigt, als einen kräftigen Beförderer der edlen Künste. Die Wahrheit aber ist, daß Tiberius Claudius Herodes aus Marathon, ein sehr reicher, auch zu Rom angesehener Bürger, das Odeon zu Ehren seiner früh verstorbenen Gemahlin Regilla errichtete. Doch die unbestechliche Geschichte überliefert uns weiter, daß Herodes seine Frau, die er im Tode so hoch feierte, während ihres Lebens auf's Schändlichste mißhandelt habe. Ob es nun prahlerische Heuchelei oder die Angst eines nach Sühnung seufzenden Gewissens gewesen, die dieses Werk unternommen, wer will darüber entscheiden? Wir hoffen das Letztere.

*) Und nun schnell noch ein wenig die Akropolis hinan, denn da hinauf kann man nicht oft genug steigen; bei einem jeden neuen Besuche erhöht sich das Entzücken, und je länger man da oben verweilt, desto herrlichere Wunder darf man schauen. Die Akropolis ist nicht einem pomphösen Roman zu vergleichen, der bei der ersten Lesung hinreißt, bezaubert, über den man aber zum zweiten Mal vor lauter langer Weile sehr bald einschläft, nicht ohne Aerger darüber, daß man an diesem faden Zeug je Geschmack finden konnte: — vielmehr ist sie gleich einem wahr=

*) Von hier an habe ich mir zur einheitlichen und übersichtlicheren Darstellung kleine Aenderungen über die chronologische Folge, nach der wir die einzelnen Punkte besucht, erlaubt.

haft klassischen Werke, das wieder und wieder gelesen, studirt und genossen sein will, und bei dem man nicht mehr weiß, ob man mehr die Wahrheit und Würde der Gedanken, oder die Anmuth und Feinheit der Darstellung bewundern solle.

Der alte Invalide kennt uns schon. Wir folgen ihm, und bald stehen wir sinnend auf einer der Stufen der 58' breiten Riesentreppe, die zu den Propyläen hinaufführt. In der Mitte freilich ist die Treppe mehr ein mit Marmor belegter Weg, und die Querrinnen auf demselben zeigen deutlich, daß bei den glänzenden Panathenäen die Opferthiere und Festwagen hier in der Mitte dem Heiligthum zuzogen, während die Festbesucher zu beiden Seiten hinanstiegen. Der erste Aufgang zur Burg war jedoch so steil, daß er nur von Fußgängern betreten werden konnte. Thiere und Wagen mußten dabei einen Umweg machen, bis sie ungefähr in der Mitte in die Treppe einmündeten.

Von den Propyläen und ihren Umgebungen einen richtigen und ruhigen Gesamteindruck sich zu bilden, hält nicht nur deßhalb schwer, weil die Stürme der Zeit gerade diesem Meisterwerk besonders zugesezt haben, sondern weil inmitten der Treppe ein mächtiges Piedestal aus der Römerzeit, einst die Statue des Agrippa tragend, und oben rechts ein gewaltiger Festungsthurm aus der fränkischen Herrschaft sehr störend dazwischen treten.

In der Mitte die prachtvolle Thorhalle; mit ihr verbunden links und rechts zwei vorspringende Flügelgebäude, die ihre eleganten Facaden der Treppe zukehren. Auf einem Vorsprung des Felsens vor dem Seitengebäude rechts und im schiefen Winkel zur ganzen Bauanlage der niedliche Niketempel und als Seitenstück links zwei gepriesene

Reiterstatuen, — das ist in Kurzem der Anblick, der sich hier dem Beschauer einst darbot und auch jetzt sich darbietet, nur daß die Reiterstatuen verschwunden sind und das Flügelgebäude rechts dem leidigen Thurm hat weichen müssen.

Wir machten uns nun frisch daran, die einzelnen Theile dieses wundersamen Vorhofes des noch weit zauberhafteren Hauptheiligthumes etwas näher zu mustern und besser zu würdigen.

Zu dem Ende biegen wir gleich in eine kleine Seitentreppe rechts ein und sind sofort bei dem Tempel der Nike Apteros. Das Tempelchen, nicht größer als das Pavillon in einer nur mäßigen Gartenanlage, ruht auf einem dreistufigen Unterbau. Die Cella hat ungefähr eine Höhe von 23' bei 16' Länge und Breite. Aber trotz dieser bescheidenen Proportionen, trotz der großen Einfachheit sucht das Niketempelchen weit und breit seines Gleichen. Die fein gearbeiteten und trefflich gefügten Marmorquadern, die vier schlanken und kühnen jonischen Säulen, welche je die kleinen Vorhallen im Osten und Westen zieren, der in vollendeter Komposition und mit ergreifender Lebendigkeit Szenen aus den Perserkriegen darstellende Fries athmen eine Anmuth, eine Meisterschaft, daß wir nicht anstehen, den kleinen Niketempel da oben das kostbare Diadem zu heißen, welches auf dem Haupte der königlichen Akropolis prangt. Nehmen wir dazu, daß dieser leichte Tempel, die Feinde so recht herausfordernd, gerade an die verwundbarste Stelle, an die Achillesferse der Akropolis hingestellt wurde, und daß in ihm die ungeflügelte, die nicht mehr fortfliegende, die ewig hier verweilende Siegesgöttin verehrt wurde,

so müssen wir sagen, daß sein Erbauer, der ruhmgekrönte Kimon, der würdige Vorgänger eines Perikles gewesen.

Das gefeierte Holzbild der ungeflügelten Siegesgöttin, die mit ihrem Helm in der Linken den kühn erfochtenen Sieg und mit dem Granatapfel in der Rechten die Folgen des Sieges, die Segnungen des Friedens, versinnbildlichte, ist längst aus dem Heiligthum verschwunden. Es scheint, der Göttin seien doch noch die Flügel gewachsen. Sie nahm ihren Flug zu andern Stämmen und Völkern und hat sich seither auf der besiegten Akropolis noch immer nicht recht heimisch erklären wollen.

Singegen werden in dem von Osten her zugänglichen Innern noch Reste zierlicher Reliefdarstellungen aufbewahrt, die einst an dem Unterbau des Tempels gegen Norden zu angebracht waren. Da sieht man auf einer Platte zwei ungeflügelte Siegesgöttinnen, die einen wilden Stier bändigten; auf einer andern Platte eine weibliche Gestalt in faltenreichem Gewande, die mit höchster Grazie die Sandale des rechten Fußes sich löst.

Doch — man darf nicht vergessen, daß auch von diesem Tempelchen einst kein Stein auf dem andern geblieben ist. Bei der furchtbaren Belagerung unter Morosini 1687, soll es nach den Sinen zusammengeschossen worden sein, während Andere wohl mit mehr Wahrscheinlichkeit berichten, die belagerten Türken hätten es damals, behufs Errichtung einer Batterie, selbst abgebrochen. Erst 1835 wurden die zerstreuten Trümmer von dem um die griechischen Alterthümer hochverdienten B. Noß wieder aufgefunden, gesammelt und mit Bezugung der alten Beschreibungen und unterstützt von den Baumeistern Schaubert und Hansen so trefflich wieder aufgeführt,

daß wir wahrlich nicht wissen, wen wir mehr bewundern sollen, ob den ursprünglichen Architekten, oder den Gelehrten, der es verstand, in den alten Bauplan sich so durch und durch einzuleben.

Und jetzt noch zu den Propyläen. Auch gewisse Städte Deutschlands haben nun in theilweiser Nachahmung des atheniensischen Urbildes ihre sogenannten Propyläen oder Prachtsthore. Allein ganz abgesehen von dem himmelweiten Unterschiede schon in der Feinheit des Materials, in der Vollendung der Arbeit, in der Großartigkeit des Ganzen, stehen sie gleichsam da wie erratische Blöcke, von denen man nicht recht versteht, wie sie hiehergekommen sind: ohne eigentliches Motiv, ohne durch die Umgebung gefordert zu sein, ohne einem inneren Bedürfniß zu entsprechen. Ganz anders die Propyläen Athens, deren dreifacher Zweck jedem aufmerksamen Beschauer sofort in die Augen springt. Vor Allem aus sollten sie, wie ihr Name besagt, eine Thorhalle sein, und daß das ihr Hauptzweck war, lehren bei aller vielfachen Beschädigung unwidersprechlich die noch jetzt erhaltenen fünf Durchgänge durch die Quermauer, von denen der mittlere wohl um ein Drittheil höher und breiter ist als die beiden ihm zunächstliegenden, und diese wieder viel größer als die zwei äußersten. Entsprechend der Aufgangstreppe hatte das ganze Thor eine Breite von 58 Fuß. Durch den mittleren Eingang zogen die Opferthiere, Wagen und Reiter, durch die 4 Seiteneingänge das Volk. Von der Treppe hebt sich das fünffache Thor sehr hübsch ab durch eine Schichte schwarzen, eleusinischen Marmors. Das Material des Baues ist auch hier wieder der feinkörnige, einst blendend weiße, jetzt etwas in's Gelbliche spielende pentelische Marmor.

Einzelne Blöcke sind wirklich riesenhaft, fast erinnernd an jene Substruktionsmauern des Tempelplatzes zu Jerusalem; und man kann nicht genug bewundern, wie schön geglättet und wie zierlich gefügt diese edlen Quadern aufeinander liegen.

Die Propyläen sollten aber nicht nur Thore schlechtweg sein, sondern zugleich vorbereiten und einladen zu dem Heiligthume, zu dem sie den Weg bahnten. Deshalb hat der Künstler einen tempelartigen Vor- und Nachbau geschaffen und hiemit in jedem Besucher gleich diejenige Stimmung hervorgerufen, in der allein er die Akropolis betreten sollte. Wenn man die sechs kräftigen, ein sanftgeneigtes Giebeldach tragenden dorischen Säulen sah, die den Vorbau eröffneten, so glaubte man auf den ersten Augenblick einem geheiligten Tempel zu nahen. Nur der bedeutend größere Abstand zwischen der dritten und vierten Säule wiesen schon hier auf einen Durchgang hin. Im Innern ist der Zweck des Vorbaues noch offener. Der ungefähr 50' tiefe Raum wird zu beiden Seiten durch je drei Säulen, die den breiten Mittelweg einschließen und zum Hauptportal führen, in drei Schiffe gegliedert. Die Säulenordnung ist hier die freiere, fröhlichere ionische, doch in etwas ernsterem Styl gehalten, damit sie mit der dorischen am Eingange nicht allzusehr kontrastire. Tempelartig war auch die auf 20' langen Marmorbalken ruhende Decke. Jetzt freilich ist sie gänzlich zertrümmert; einst aber, als sie noch im herrlichsten Farben- und Goldglanz prangte, konnten schon die Alten nicht satt werden sie zu bewundern und zu preisen. Gehen wir durch das Thor, so haben wir, wie gesagt, wieder eine Halle. Sie ist aber viel kürzer als die vordere und durch keine Säulen abgetheilt.

Gegen den geweihten Hofraum zu stehen ebenfalls, wie zu Anfang, sechs zum Ernst und zur Sammlung mahnende dorische Säulen.

Und nun erst übersehen wir mit einem Blick die Wunder der Akropolis, hier den feierlichen Parthenon, dort den heitern, reizenden Tempel des Erechtheus! Welch ein Anblick muß es aber erst gewesen sein, wenn man zur Zeit der höchsten Blüthe Athens da hineinzuschauen gewürdiget ward! O, ich kann mir ihn denken den hellenischen Jüngling, der seine Eltern zum ersten Male zu den heiligen Festen nach der Landeshauptstadt begleiten durfte! Wie freudig, hastig und doch ernst und zaudernd er die breiten Marmorstufen hinanstieg, und nachdem er die hohe Pforte durchschritten, nun hier das Prächtigtste, das Höchste und Heiligste, was es für ihn auf Erden und im Himmel, für Vaterland und Religion gab, vor sich ausgebreitet sah! Wie bebte da seine Brust, wie jubelte sein Herz, wie wuchs da seine Liebe zu seinem großen, ruhmgekrönten Vaterlande, wie dankte er den Göttern für das Glück, das sie ihm beschieden!

Anderß freilich erging es gegen Ende des vierten Jahrhunderts dem wilden Gothenkönige Alarich. Als er die Burg erstürmend hier oben angelangt war, da soll die von Phidias gefertigte Koloss-Statue der Athene Promachos, der vorkämpfenden Athene, ihn so furchtbar angeschaut und ihn in einen so heiligen Schrecken versetzt haben, daß er eiligst mit seinen Gothen die Flucht ergriff, keine Lust empfindend, mit den Göttern selbst sich in einen Kampf einzulassen.

Uns hinderte die Athene Promachos allerdings nicht im Geringsten, jetzt gleich weiter vorzudringen. Denn

auch von ihr ist — wie von so manch anderem Meisterwerk — nichts mehr übrig als die Stätte, auf der sie einst gestanden. Eine ganz andere, von den Völkern des Alterthums wenig beachtete Macht nöthigte uns für heute zum schleunigen Rückzug, nämlich die unser Geschlecht mit despotischer Gewalt fesselnde Macht der Zeit.

Der dritte Zweck endlich, dem die Propyläen gleichermaßen dienen sollten, war, diese dem Feind am leichtesten zugängliche Seite beschützen, befestigen zu helfen. Thor, Tempel, Festung in einem Baue zu vereinigen, das scheint denn doch geradezu eine Unmöglichkeit zu sein. Allein der geniale Meister hat es verstanden, auch dieses Räthsel auf das Bewunderungswürdigste zu lösen. Schon die massive, durch die fünf Thore durchbrochene Quermauer zeigt, daß man darauf Bedacht genommen, einem verwegenen Feinde mit Leichtigkeit den weiteren Weg zu versperren. Noch deutlicher aber ist das Festungsartige ausgesprochen in den beiden den Aufsteigenden zugekehrten, von keinen Fenstern durchbrochenen, mit keinen Säulen verzierten, dicken Seitenmauern der zwei Flügelgebäude, die, wie erwähnt, mit dem Thorweg zu einem Ganzen verbunden waren. Der Flügel rechts, nach den Berichten der Alten ursprünglich zu einem Waffendepot eingerichtet, ist durch den häßlichen Frankenthurm ganz beseitigt worden. Noch gut erhalten ist dagegen der Flügel links. Seine gegen die Treppe gefehrte Vorhalle wird durch hübsche Eckpfeiler und drei dazwischenstehende dorische Säulen gebildet. Eine Thüre führt von da in einen beinahe quadratischen Saal. Hier soll die berühmte Pinakothek, die Sammlung ausgezeichneteter Werke griechischer Maler, eines Polygnot, Mikon und Anderer, aufgestellt gewesen sein. Zu dem Ende müssen wir aber

annehmen, daß das Licht außer durch die zwei nach der Vorhalle gerichteten Fenster auch von der — jetzt ganz fehlenden — Decke herabgefallen sei. Aus dem Umstande, daß an den Mauern des Saales nirgends ein Nagel oder ein durch einen Nagel hervorgebrachtes Loch wahrnehmbar ist, hat man geschlossen, die Gemälde seien nicht an der Wand befestigt gewesen, sondern man habe für sie eigene, bewegliche Gestelle gehabt. Zur Zeit der Frankenherrschaft wurde, wie noch deutliche Spuren beweisen, dieser nördliche Flügel mit einem zweiten Stockwerk überbaut. Jetzt sind Saal und Vorhalle angehäuft mit Inschriftsteinen, mit mehr oder minder gut erhaltenen Statuen und Reliefs, die alle numerirt sind, und zu denen sich daher wohl in einem uns freilich nicht zu Gesicht gekommenen Kataloge eine sorgfältige Beschreibung nach Findungsort u. s. w. vorfindet. Besonders aufgefallen sind uns einige äußerst fein gearbeitete Terracotten, wahrscheinlich Weihgeschenke von weniger bemittelten Leuten. Gerade wie es mich zu Pompeji vor Allem auf's Angenehmste überraschte, selbst die geringfügigsten Geräthe des alltäglichen Lebens mit unnachahmlicher Eleganz und Kunstsinigkeit ausgerüstet zu sehen, so konnte ich hier in diesen ganz unbeachteten Gebilden namenloser Meister die hohe Kunstvollendung nicht genug bewundern. Viele dieser Statuen und Statuetten sind auch insofern sehr interessant, als sie uns über die wichtige Frage, ob und wie die Alten ihre Skulpturen bemalten, hinreichenden Aufschluß geben. — Ganz bemalt wurden die Statuen nur in äußerst seltenen Fällen, etwa dann, wenn eine gewisse religiöse Symbolik oder Mystik den Farbenschmuck erforderte. Nur diejenigen Theile des Körpers, welche schon von Natur mit entschiedeneren Tönen ausgestattet

sind, wie die Haare, die Augenbraunen und die Lippen, erhielten eine entsprechende Bemalung. Auch das matte Weiß des Auges wurde hie und da mit der Farbe angedeutet, und das Lebendige, das Lichtvolle des Augensternes etwa durch einen funkelnden Edelstein ersetzt.

Der Prachtbau der Propyläen galt in ganz Griechenland als eine Versinnbildlichung von Athens Macht und Glanz. Als Spaminondas seine Thebaner einst aufstacheln wollte, Athens Hegemonie zu brechen und sie an sich zu reißen, da rief er begeistert aus: „Ihr Männer von Theben, ihr müßt die Propyläen der athenischen Burg ausheben und sie am Eingang unserer eigenen Burg, der Kadmea, aufstellen.“ Aufgeführt wurden die Propyläen durch den hochbegabten Baumeister Mnesikles in der kurzen Zeit von fünf Jahren 436—431 v. Chr. Allein der geistige Urheber dieser großartigen Schöpfung, derjenige, der es nicht zu viel erachtete, 2012 Talente, d. h. 12 Millionen Franken, nach unserer gegenwärtigen Werthung des Geldes aber wohl 50 Millionen zu bewilligen, derjenige, der den tödtlichen Fall und die wunderbare Herstellung eines bei dem Baue verunglückten ganz gemeinen Arbeiters sofort durch eine eiserne Denksäule verewigen ließ: es war Perikles, diese so wunderbar und großartig angelegte Natur, in der alle edlen Tugenden des Hellenismus besonders rein und leuchtend sich konzentriert zu haben schienen. Für sich selbst bescheiden, genügsam, über alle Bestechlichkeit erhaben, erstrebte er für sein Volk, für sein Athen das Höchste und Herrlichste. Er wollte nur deshalb der Erste sein in seiner Vaterstadt, um seine Vaterstadt zur Ersten zu machen. Perikles war ein kluger, ein weitfichtiger und kräftiger Staatsmann, ein tüchtiger Feldherr, ein gewal-

tiger, seine erbittertsten Feinde niederschlagender, das Volk stets hinreißender Redner, weshalb man ihn nur den Olympier nannte. Er war der Philosophie des Anaxagoras mit Liebe zugethan und dabei ein feiner Kenner und hochherziger Beförderer der Kunst. Das Gute und das Schöne hatte in ihm eine seltene Vereinigung gefunden. O gewiß auch in einem Perikles regte sich etwas von dem Geiste von Oben, der fährt, wohin er will, und der sich an den Heiden je und je nicht hat unbezeugt gelassen. Perikles hat zur leiblichen und geistigen Wohlfahrt seines Volkes unendlich viel beigetragen. Aber hat er auch für die geheimsten Seufzer seines Volkes ein rechtes Verständniß gehabt? Das allein heilkräftige Mittel dafür, das war ihm noch verborgen. „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“, das konnte erst Der von sich bezeugen, der uns den Zugang zum ewigen Heiligthum eröffnet hat, gegenüber welchem auch die herrlichsten Tempel Griechenlands denn doch als nur sehr getrübte, düstere Schattenbilder gelten müssen.

Die Propyläen erhielten sich bis in's 14. Jahrhundert hinein beinahe unversehrt. Da kamen die Herzoge von Athen, wenig sich kümmernd um die Meisterwerke des Alterthums. Wosfern sie nur feste Thürme und Bollwerke anlegen konnten, auf Weiteres sannnen sie nicht. Unter den Türken war hier die Wohnung des Aga und ein Pulvermagazin. 1656 schlug der Blitz ein. Die Marmorquadern und Säulen flogen in die Luft. Doch waren mehr nur die obern Theile beschädigt. Bei den spätern Belagerungen wurden die Ueberreste der Propyläen theils zur Bertheidigung benutzt, theils durch die feindlichen Kugeln vollends hart hergenommen. Ja, man

muß sich verwundern, daß, als im Jahr 1837 Kof und Pittakis sich daran machten, den Schutt, da wo zuletzt noch eine Bastion gestanden, wegzuräumen, sie noch immerhin diese mächtigen und prächtigen Ueberbleibsel des einst so hochgefeierten Werkes zu Tage fördern konnten.

Doch „Alles Ding hat seine Zeit,“ und ich denke, es werde uns Niemand eines groben Materialismus bezüchtigen, wenn wir bekennen, daß wir uns trotz Dionysos-Theater und Odeon, trotz Nike-Tempel und Propyläen, trotz des wunderschönen Morgens und des attischen Himmels nun alles Ernstes nicht nur nach rein geistigen, sondern nunmehr nach recht irdisch leiblichen Genüssen sehnten. Dieser Sehnsucht entsprach denn auch gleich darauf das trefflich bestellte Frühstück in unserm alles Lob verdienenden Hotel d'Angleterre.

Mit der Pünktlichkeit des ächten Militärs holte General Hahn uns verabredungsgemäß um halb 10 Uhr ab. Der Wagen rollt an der Nordseite des Königsbanes vorbei. Der Regel des Lyfabettos bleibt links und so auch das Kloster des H. Njomati. Der Charakter der Gegend ist zuerst etwas öde, einförmig, haideartig, die Straße grundschlecht. Der Regensturm von gestern hatte genügt, den Boden derart aufzuweichen, daß die Räder tief einsanken und man nur langsam vorwärts kam. Die Hitze wird nachgerade so erdrückend, daß ich alle erdenkliche Mühe anwenden muß, um meine matten Lebensgeister wachzuhalten; und ich wäre schließlich doch erlegen und würde die bald so lohnend werdende Fahrt durch Attika's gepriesene Fluren ganz gemüthlich verschlafen haben, hätte nicht der General bei Anlaß einiger zerstreut liegenden größern und kleinern Landhäuser uns gar königlich über einen weiblichen Sonder-

ling unterhalten, der hier seinen drolligen Einfällen nachhing. Die Herzogin von Plaisance, über ein Vermögen von beiläufig 6 Millionen verfügend, hat sich durch ihren Wohlthätigkeitsinn die Achtung und Liebe von Vielen erworben. Aber ihre Eigenthümlichkeiten waren wirklich so eigenthümlich, daß mehr nur diese im Andenken geblieben sind. So hat sie ihre bildschöne, feingebildete Tochter, die sie in Syrien in einem Alter von 18 Jahren verloren, im Weingeiste aufbewahrt. Und von der fixen Idee ausgehend, sie werde, so lange sie noch mit einem unvollendeten Bau beschäftigt sei, nicht sterben, baute sie fort und fort, verschenkte die angefangenen Häuser und forderte sie gelegentlich wieder zurück, bis sie vor noch nicht so vielen Jahren auf ihrem Landsitze am Fuße des Pentelikon, da, wo einst Herodes Attikus seine Villa gehabt, für ihren unruhigen Geist die ihr wohl zu gönnende Ruhestatt gefunden.

Jetzt sind wir im fruchtbaren Ampelokipos, im Nebgarten, dem alten Mopeke, dem Geburtsort des Aristides und Sokrates. Von da steigt die Straße sachte bergan und wird bedeutend besser. Kalandri, die Heimath des Perikles, lassen wir rechts. Die Landschaft nimmt immer mehr ein freundlicheres Aussehen an. Die Felder und Gärten sind gut bepflanzt. Da und dort dehnen sich bedeutendere Olivenhaine oder Anlagen von Maulbeerbäumen aus, und weitästige Silberpappeln wölben ihr zierliches Laubdach über die Straße. Bald sind wir in Marusi. O wie herrlich ist es unter dem Schatten der schönen Bäume! Bei einem ländlichen Kaffeehaus, vor welchem einige Stammgäste, uns nicht übel begassend, sitzen, biegen wir rechts ab, und haben dann schnell, nach

einer kaum 1 $\frac{1}{2}$ stündigen Fahrt, das Ziel unseres heutigen Ausfluges: Annavrita, erreicht.

Kaum waren wir in dem Gehöfte abgestiegen, so hören wir — o Wunder, o Jubel für uns aus dem ausgefengten Morgenlande Heimkehrende — ein Rauschen, wie eines großen Wassers. Noch sah ich Nichts und doch fühlte ich mich plötzlich so wohl und so frisch, als ob ich Sonntag Abends längs des breiten Baches spazieren ginge, der unsere saftigen Matten daheim durchschlängelt. Wir biegen um die Ecke des Hauses, und keine Täuschung: da wirft sich eine beträchtliche Wassermasse über einen mannhohen, mit hübschem Laubwerk bewachsenen Vorsprung lustig tosend und schäumend hinab in das klare Becken, welches von Stechpalmen, Immergrün und zierlichen Schlingpflanzen malerisch umsäumt und umrankt wird.

Wir treten in die niedliche Wohnung ein und werden von dem Besitzer, unserm werthen, freilich bisher persönlich nicht bekannten Landsmann, Herrn Leutwein, und seinem Schwiegersohn, Herrn Wild, mit wahrhaft herzlicher Freundlichkeit empfangen. Ein Paket mit Briefen, das man mir von Bern her anvertraut, hatte sich bei der plötzlichen Aenderung unserer Reiseroute den kleinen Umweg über Kairo und Jerusalem gefallen lassen müssen, kam aber auch jetzt noch erwünscht. Da gab es gar Manches zu fragen und zu erzählen. In das Stilleben des Hauses kam etwas Bewegung. Einst freilich, da ging es in Annavrita gar heiter und fröhlich zu. Herr L., aus Gesundheitsrücksichten genöthiget, mit seiner Gattin die Schweiz zu verlassen, lebte zuerst einige Jahre in Florenz und siedelte dann nach Griechenland über, um im warmen Süden seine frühere Lieblings-

Beschäftigung, die Landwirthschaft, fortbetreiben zu können. Bald blühte hier aus dem Boden eines kindlichen Glaubens, einer selbstverleugnenden Liebe, und verschönert und versüßet durch die sorgfältigste Erziehung des Geistes wie des Herzens das glücklichste Familienleben, und Annavrita wurde für Viele, für hochstehende Europäer und für arme Griechen der Umgegend, ein köstlicher Sammelpunkt oder ein trostreicher Zufluchtsort. Aber „Welche der Herr lieb hat, die züchtigt Er.“ Eine gefährliche Krankheit schlich sich in den harmlosen Kreis. Die Eltern, die Kinder und die Kinder der ältesten Tochter, der Frau W., wurden alle der Reihe nach mehr oder minder hart mitgenommen. Ja sogar der Tod blieb nicht aus mit seinen Schrecken und Schmerzen. Er schlug eine holde, hoffnungreiche Blume, die jüngste Tochter des Hauses, deren sterbliche Hülle jetzt unter den Cypressen des protestantischen Friedhofes bei Athen ruht, deren Seele aber bei Dem weilet, den sie geliebet, der sie aber zuerst geliebet hat. Die leiblich und geistig tief angegriffene Familie bedurfte der Erholung und eines klimatischen Wechsels. Dazu war etwas wie „Schweizerheimweh“ erwacht. Man beschloß, nach der Heimath zurückzukehren. Dort lebt nun auch seit längerer Zeit Frau L. mit ihren Kindern und Enkeln, während die beiden Herren ihre Ländereien hier nicht wohl verlassen konnten. Bald wird auch Herr L. sich mit den Seinigen vereinigen, und hoffentlich wird es auch Herrn W. in nicht zu weiter Ferne vergönnt sein, das schöne Griechenland mit der doch noch viel schönern Heimath zu vertauschen.

Ein Gang in's Freie machte uns mit der Lage und den Produkten des herrlichen Landstriches näher bekannt. Annavrita, an den Fuß des Pentelikon sich anlehnd,

ist durch ihn vor den kalten Nordwinden hinlänglich geschützt. Die Westgrenze bildet der mit würzigen Kräutern und Stauden bewachsene Hymettus, und im Osten zieht sich die Hügelreihe, deren Ausläufer die Höhen in und um Athen sind. So von drei Seiten eingeschlossen bleibt es nur nach Süden offen, gegen welchen der Boden sachte sich abdacht, bis er zuletzt von den kühlenden Meereswogen bespült wird. Auch hier wieder die reine, durchsichtige Luft, die auf Stunden hin jeden einzelnen Punkt in den schärfsten Umrissen zeigt; wie wir denn sozusagen die Häuser Athens zählen und jedes Segelmustern können, das in den Phaleron oder den Piräus einläuft.

Das Gut, ungefähr 1500 Stremma oder 500 Jucharten haltend, ist nun zum guten Theil dem landwirthschaftlichen Betrieb erobert worden, und man merkt es auch bald, daß hier ein Schüler und zugleich der Schwiegersohn des großen Fellenberg schaltet und waltet. Rechts ist der Gemüsegarten. An der Mauer wuchert die *Begonia radicans* üppig empor und läßt ihre feuerrothen Blüten gar lebhaft zwischen den feingezackten Blättern hervortreten. Im Garten gedeihen alle unsere Gemüsearten vortrefflich. Und neben dem Pfirsichbaum, der schon im zweiten Jahr zahlreiche Früchte trägt, steht der Aprikosenbaum, dessen Stamm einen Durchmesser weist von gut $1\frac{1}{2}$ Fuß, dann wieder die Pflaume, die Granate, die im ganzen Orient nicht nur der Zierde halber, sondern besonders auch wegen ihrer feinschmeckenden Frucht gepflanzt wird. Gerade vor dem Hause breitet sich eine in weitem Styl gehaltene Parkanlage aus, der es an schlanken Cypressen, an mächtigen Tannen, an stämmigen Eichen, an edlen Pinien, an schattenreichen Platanen

und an einer Unzahl schöner und seltener Gesträuche und Stauden nicht gebricht. Nur die Palme, die stolze Königin unter den Bäumen des Orients, will in dieser allerdings schon höheren und frischeren Lage nicht recht gedeihen, während sie in Athen gar kühn ihre blätterreiche Krone wiegt. Man begreift das, wenn man vernimmt, daß z. B. letzten Winter der Schnee sich — freilich ganz ausnahmsweise — sechs lange Wochen hindurch in der Höhe von einem Fuß gehalten hat.

Neben Getreidebau und Schafzucht wird auf dem Gute vornehmlich die Aepfel- und der Delbaum gezogen. Wir trafen es zwar ziemlich schlimm. Der gestrige Sturm, der hier schweren Hagel gebracht, hatte in wenigen Augenblicken die schönen Erndtehoffnungen fast gänzlich zerstört. Zu Hunderten und zu Tausenden lagen die unreifen Oliven auf der Erde umher, und auch in den Weinbergen sah es recht traurig aus. Die uralten Delbäume aber, die denen des Delberges wohl an die Seite gestellt werden dürfen, und der aromatische, feurige, magenerwärmende Wein, den wir zu kosten bekamen, versicherten uns, daß die Lage des Gutes und der Marmoralkal des Bodens der Olive und der Traube äußerst günstig sein müssen. In dem geräumigen und kühlen Keller konnten wir uns zugleich überzeugen, daß der Nebensaft auch hinsichtlich der Quantität hier nichts zu wünschen übrig lasse.

Bei der Mittagstafel galt, wie billig, das erste Hoch dem Vaterland, dessen der Schweizer, — und ganz besonders, wenn er in der Fremde mit Landsleuten zusammenkommt, — nie vergißt. Sodann wurde auf ein Wiedersehen das nächste Jahr in der Schweiz angestoßen. Und Gott sei Dank, wir haben uns seither wiedersehen

dürfen, nur daß wir den einen lieben Freund für ein=weilen noch missen mußten.

Nach Tische rauchten wir die Cigarette auf einer Schattenbank links vom Hause. Die Aussicht war zauberisch. Ein wahres Meer des Lichtes war über Alles ausgegossen. Der Zephyr, der in den Büschen säufelt, — ich bitte den leztern Ausdruck recht buchstäblich zu fassen, denn nirgends ist mir die volle Realität jener sonst nur gesuchten und poetisch sein sollenden Phrase im Unterschied zu dem Rauschen des Windes in unsern Tannenwäldern näher getreten — der säufelnde Zephyr führte uns den gleichen herrlichen Odem zu, der einst das Blut in den Adern der alten Hellenen in so fröhliche Wallung versetzte. Weniger angenehm war das schrille Gezirpe der unermüdblichen Sikaden, die ihr eintöniges Konzert in tausendstimmigem Chor erschallen ließen. Für griechische Ohren muß aber diese Musik weniger häßlich klingen, denn der Volksgefang ist hievon nicht so weit verschieden, und Anakreon hatte zum Preise dieser ländlichen Töne sogar seine Leyer angeschlagen.

Hinter uns thürmten sich die festen Massen des Pentelikon bis zu einer Höhe von 3420'. Ueber dem Waldsaum, der ziemlich weit hinanreicht, zeigten sich deutlich die alten und immer noch nicht ausgebeuteten Marmorbrüche, die den großen Künstlern Griechenlands ein so treffliches, prachtvolles und unerschöpfliches Material geliefert; aus denen das Herrlichste, das Erhabenste, was Architektur und Skulptur hervorbringen können, gemeißelt worden ist, und die nun auch das Athen der Jetztzeit mit neuem Glanz ausstatten. Gerne wären wir zu ihnen emporgeklettert. Allein der unerschrockene, Weg und Steg wohl kennende, umsichtige Herr L. mußte uns nach

den Erfahrungen, die er selbst in den letzten Tagen gemacht, entschieden hievon abrathen. Nur mit List konnte er einer Räuberbande entweichen, die auf dem Pentelikon eine Engländerkarawane total ausgeplündert hatte. Ja er, der leidenschaftliche Botaniker, sah sich genöthigt, seinen albanesischen Diener zum Botanisiren abzurichten.

Lange saßen wir da, des Gottesfriedens recht genießend, der über die reiche Natur sich ausbreitete. Herr W., der als homöopathischer und unentgeltlicher Arzt mit dem Volksleben in nahe Berührung kommt, erzählte uns Interessantes von Land und Leuten. Aber wenn ich ihn da von der unvergleichlichen Schönheit der griechischen Sternennächte und von der seltenen Farbenpracht so vieler Blumen reden hörte, so klang es mir doch, als wollte er sagen: „Mein Stern glänzt nicht hier und meine Blümlein blühen an einem andern Ort.“ Und unwillkürlich ward ich an jenes ergreifende Duett aus Haydn's Schöpfung erinnert, in welchem Adam und Eva, die Wunder der Natur verherrlichend, finden, daß ein getheilter Genuß dieses Paradieses eigentlich keinen Werth mehr hätte, und begeistert mit den Worten endigen:

„Mit dir erhöht sich jede Freude,
Mit dir genieß ich doppelt sie,
Mit dir ist Seligkeit das Leben:
Dir sei es ganz geweiht!“

Daß der Mensch oft entbehren und mit Wenigem sich begnügen müsse, das lehrte uns ein alter Delbaum in der Nähe, ein Urbild der Genügsamkeit, der seines Markes, ja man kann sagen, seines Stammes beraubt, nur aus einer dünnen Rinde sein kümmerliches Leben fristet. Und er lebt doch, und selbst an Früchten läßt er es nicht fehlen.

Jetzt noch einmal zur schönen Cascade, die zwar mühsam gesammelt und angekauft werden mußte, jetzt aber die Zierde und Segenspenderin des ganzen Gutes ist. Mit Recht trägt darum auch die Besitzung nach ihr den Namen Annavrita, d. h. die Ursprungsquelle.

Die Abschiedsstunde hatte geschlagen. Herr E. überreichte mir zum Andenken noch eine *Iris attica*, die denn auch im letzten März zwischen meinen Fenstern gar freundlich geblüht und mir die schönen Tage in Griechenland und das liebe Annavrita recht lebendig wieder in Erinnerung gerufen hat.

Ohne Gefährde und in kurzer Zeit erreichten wir die Hauptstadt wieder, und da der Abend so schön und so lockend war, lustwandelten wir noch ein wenig im Garten der Königin. Die Anlagen sind reizend. Europäische Gartenkunst, die üppige Vegetation des Südens und selbst die Ueberreste von Griechenlands ruhmreicher Vorzeit bieten einander hülfreich die Hand. Da hast du eine Gruppe hoher, stattlicher Palmen, dort schlingen sich duftende Rosen um ein Pavillon, das einen hier aufgefundenen römischen Mosaikboden birgt. Weiter unten stehen die Agaven wie Grenadiere in Reih und Glied und strecken auf ihren langen Schäften die goldgelben Blüthen weit in die Lüfte. Jetzt durchschreitest du einen weiten und dunklen Laubgang, und am Schlusse desselben gewahrst du, wie von einem Rahmen eingefast, die von der feurigen Abendsonne bestrahlten stolzen Ruinen des Zeustempels. — Aber Etwas fehlt, Etwas, ohne das selbst der schönste Park doch als todt erscheint. Es ist dieß das Wasser. Das hat die Königin dieser ihrer Lieblingschöpfung trotz allen Kostenaufwandes, trotz aller

Künsteleien nicht zuzuwenden gewußt, wenigstens lange nicht in dem erforderlichen Maße.

Da lobe ich mir Annavrita, und wenn ich König von Griechenland wäre, so müßte mir Annavrita meine Sommerresidenz sein.

Vom Garten aus betrachtet erscheint der Königsbau in etwas günstigerem Lichte, und man muß bekennen, daß der Portikus jonischer Säulen, welcher die uns gegenüberstehende Südfronte ziert, von imposanter Wirkung ist. Im Palaste selbst herrscht eine Stille, wie in einer ägyptischen Grabkammer. Da sind keine geschäftigen, goldbetreßten Lakaien sichtbar. Da vernimmt man nicht das Gerassel vorfahrender Galawagen. Nicht einmal ein Fensterflügel ist geöffnet. Der junge Landesfürst weilt eben noch auf den Inseln und nimmt huldvoll die Beglückwünschungen entgegen, mit denen das Volk ihn überall empfängt. Wird der Festjubiläum wohl lange andauern? Wird der neue König in diesen Gemächern sorgenfreiere, gesegnetere Tage zubringen als sein schnöde verlassener Vorgänger?

Am glücklichsten wird der Monarch jedenfalls sein, wenn er, unbekümmert um seine persönliche Zukunft, mit ganzer Macht und Kraft sich an seine allerdings schwierige, aber hohe und herrliche Aufgabe hingibt; wenn er, sich selbst vergessend, nur auf das Wohl des Volkes sinnt, an dessen Spitze er berufen worden ist. Allein gerade hierin hat man es leider — gewiß ohne Wissen und Willen des Königs — gleich von vornherein verfehlt. Statt mit Vertrauen dem Rufe der Nation zu folgen, wurde zuerst lange und ängstlich nicht nur um eine Civilliste, sondern auch um eine Jahresrente im Falle einer Verjagung, hin- und hergeschachert. Möge es dem König

gelingen, durch seine eigenen Handlungen den schlimmen Eindruck wieder zu verwischen, den jener kleinliche Geldmarkt in den weitesten Kreisen hervorgebracht hat.

Der General verabschiedete sich von uns. Wir schlenderten noch eine Weile weiter und hielten ein wenig an vor dem durch den dänischen Architekten Hansen mit vielem Geschmacf aufgeführten Universitätsgebäude. Die Anlage ist einfach aber großartig, der dorische Säulengang an der Façade gelungen, das Ganze, bis jetzt wenigstens, der unstreitig hervorragendste Bau des neuen Athen. Aber noch schöner und erfreulicher ist die Liebe, die Begeisterung, mit der das junge Griechenland dieser seiner obersten Bildungsstätte zugethan ist. Gegen 600 griechische Studenten schaaren sich aus allen Gauen des Landes und auch aus den türkischen Provinzen um die zahlreichen Professoren. Ein reges, wissenschaftliches Leben wird unterhalten. Die neugriechische Literatur gewinnt fort und fort nicht nur an Umfang, sondern auch an Bedeutung; namentlich scheint über der Poesie ein neuer Geistesfrühling anbrechen zu wollen. Kräftige Freiheitslieder, idyllische Schilderungen, kleinere Dramen tauchen da und dort auf und finden beim Publikum eine leichte und weite Verbreitung. Auch in der Plastik zeigen sich anerkennungswerthe Anläufe, dem Ruhm der Alten nachzujagen *).

Der junge Grieche, zum Handwerk oder gar zur Landarbeit wenig aufgelegt, ist äußerst wißbegierig, lese-

*) Die „Otto-Universität“ wurde im Mai 1837 eröffnet; sie besitzt außer einem botanischen Garten, außer der von Sina gegründeten, freilich weit abgelegenen Sternwarte (sie ist auf dem Nymphenhügel, nordwestlich von der Pnyx) u. s. w. auch eine Bibliothek von über 80,000 Bänden.

lustig und begibt sich vorzugsweise gern auf das schaukelnde Schifflein der Politik. Diese seine Lieblingsneigungen suchen denn auch die ungefähr 20 Zeitungen und Zeitschriften, die allein in Athen herausgegeben werden, bestmöglichst zu befriedigen.

Die Universität, das ideelle Centrum des geistig und örtlich noch sehr zerstreuten Griechenthums, hat zur Hebung und Kräftigung der Nation schon ein Wesentliches geleistet; allein so lange für Heranbildung der unteren Volksschichten nicht mehr gesorgt wird, als es bisher der Fall war, so lange es mit den Primarschulen noch so kläglich aussieht, mag die Universität immerhin glänzen und prunken: die geträumte, die ersehnte Regeneration Griechenlands muß und kann sich nicht einstellen.

Auf der Aeolus-Straße ist es noch munter. Wir aber sind müde und bedürfen der Ruhe. Drum „Gute Nacht“, lieber Freund. Morgen ziehen wir eine heilige Straße.

